

zusammen



Januar 2023

© Unsplash

Die Wut, die verbindet

Wie Shouresh gegen das Regime
in ihrer Heimat Iran kämpft

Heimat: Straße

Ein Obdachloser über Gewalt,
Drogen und Nachbarn, die einen
auf Händen tragen

Wir lieben uns und manchmal andere

Warum Sex mit Fremden und
Treue sich nicht ausschließen

Editorial

2

3



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Neugeborene müssen von ihren Eltern umsorgt werden, um zu überleben. Beste Freund*innen können über den ersten großen Liebeskummer hinweghelfen. Und alleine kann man im Seniorenheim kein Bingo spielen. Der Mensch muss mit anderen zusammen sein.

Warum ist Verbundenheit so wichtig und worin äußert sie sich?

Wir vom Magazin ZUSAMMEN haben Menschen getroffen, die zusammen für eine bessere Klimapolitik demonstrieren und gegen die Unterdrückung von Frauen im Iran; Fußball-Fans, die ihren Zusammenhalt in homophoben Liedern feiern und Gläubige, die zeigen, dass Religion und Queerness gut zusammenpassen. Ein Liebespaar, das betont, dass ihre Beziehung nicht durch One-Night-Stands mit anderen gestört wird und Freund*innen aus dem Altersheim, die erzählen, wie eine Freundschaft 60 Jahre halten kann.

Wir wünschen Ihnen, egal ob alleine oder zusammen mit anderen, viel Spaß beim Lesen!
Ihr ZUSAMMEN-Team

Inhaltsverzeichnis

- 02 Editorial
- 04 Inhaltsverzeichnis
- 06 Umfrage

ZUSAMMEN | DAFÜR ODER DAGEGEN

- 10 „Ich möchte wieder leben – nicht nur überleben“** Manon Beike
Julia versucht, für sich und ihre Söhne ein Leben in Deutschland aufzubauen. Aber wie kann sie glücklich werden, wenn ihr Ehemann in der Ukraine um sein Leben kämpft?
- 12 „Meine Cousinen sagen: Wenn wir sterben, dann alle zusammen“** Charlotte Stullich
Shouresh Shakibapour (42) protestiert jeden Samstag in der Münsteraner Innenstadt gegen das iranische Regime. Sie erzählt, welche Sorgen sie sich um ihre Familie macht und warum sie erst wieder in den Iran fliegen kann, wenn die Regierung gestürzt ist.
- 16 „Diese Welt gehört uns allen und nicht nur den G7-Staaten“** Lena Aldag
Tausende Menschen fordern die Politik auf, die Klimakatastrophe endlich ernst zu nehmen. Über die Kraft, gemeinsam verzweifelt zu sein.
- 18 Dem eigenen Körper ausgeliefert** Lieselotte Jäger
Jenny leidet seit sechs Jahren an Endometriose. Um die Hoffnung nicht zu verlieren, entscheidet sie, den Schmerz mit anderen Betroffenen zu teilen.
- 22 Energie-Erhaltung** Tim Wessels
Ein Ingenieur dämmt seine Mietwohnung, eine Ärztin wünscht sich durchsetzungsfähigere Politiker und eine Rentnerin zieht sich dicke Pullis gegen die Kälte an. Über individuelles Handeln in kollektiven Krisen.

ZUSAMMEN | LEBEN ODER LIEBEN

- 28 „Oh, du bist doch der Typ aus dem Van!“** Svenja Friedrichs
VW-Bulli, Fünfer-WG, Verbindungshaus:
Wie leben Studierende in Münster, einer der größten Universitätsstädte Deutschlands?
- 32 Die ungeräumte Hoffnung** Antonia Leutloff
Mehr als zwei Jahre haben Klimaaktivist*innen in Lützerath ihre Utopie einer solidarischen Gemeinschaft geschaffen – immer im Wissen, dass die Siedlung abgerissen werden sollte.
Was bedeutet ihnen dieser Ort?
- 36 „Du schwimmst nicht nur in der gleichen Suppe“** Tom Brieden
Max, 23, lebt in der Studentenverbindung Markomania. Im Gespräch erzählt er über Bierväter und Zipfel, Seelsorge im Haus und nervige Verbindungs-Klischees.

- 40 Das Glück des Einsiedlers** Luca Jonjic
Zusammen ist immer besser als alleine zu sein? Nicht immer. Warum das selbstgewählte Alleinsein nichts mit Einsamkeit zu tun hat.
- 42 Das Heim, mein neues Zuhause** Pia Brauneis & Timothy Merker
Ihre Eltern waren nie da, alkoholkrank oder sind einfach abgehauen: Armend (16) und Bymbaa (13) erzählen, wie es ist, im Kinderheim aufzuwachsen.
- 46 „Sitz mal 12 Stunden irgendwo, lass dich beleidigen und frier dir den Arsch ab!“** Pia Brauneis & Timothy Merker
Wie fühlt es sich an, wenn man kein Zuhause hat? Zegge, 31, lebt seit 18 Jahren auf Münsters Straßen. Er spricht über ignorante Menschen, die ihm schimmeliges Brot schenken und hilfsbereiten Medizinerinnen, die ihn kostenlos versorgen.
- 48 „Kein Küssen, kein Smalltalk. Es geht nur um Sex“** Lilian van Haren
Zwei nicht-monogame Paare berichten, warum Sex und Liebe auch getrennt voneinander funktionieren, welche Beziehungsregeln sie haben und wie sie mit Eifersucht umgehen.

ZUSAMMEN | ERLEBEN

- 52 Keksebacken mit Kriechtieren** Marie Bienbeck
Viele empfinden Insekten und Kriechtiere als ekliges Ungeziefer. Für Laura sind sie die besten Haustiere, die man halten kann.
- 54 Zusammen in der Einsamkeit** Emma Thomalla
Anni und Lotti gingen früher gemeinsam mit ihren Ehemännern wandern. Heute wohnen die über 90-jährigen Frauen auf dem gleichen Flur im Altenzentrum. Wie schaffen sie es seit über 60 Jahren befreundet zu sein?
- 56 Wie Gott sie schuf** Marit Kleinert
Coming-Out mit 40, verliebt in den Pastorensohn, Hadern mit der Kirche: Drei Christ*innen erklären, warum sich Glaube und Queersein nicht ausschließen müssen.
- 60 „Schwule Liebe ist oke, Kölle und der BVB“** Hendrik Berndt
Viele Vereinslieder von Borussia Mönchengladbach haben homophobe und rassistische Zeilen. Doch Borussia wie Stephan Bodi sehen sie als Tradition. Unterwegs mit dem Fanclub Münsteraner Mönche.
- 62 Das Glück der großen Leinwand** Dinah Rotering
Warum es sich lohnt, trotz der vielen Streaming-Angebote ins Kino zu gehen.
- 64 Zusammen schaut es sich weniger allein** Dinah Rotering
Drei Filmtipps über das Zusammensein
- 66** Redaktion
- 71** Impressum

Wann bedeutet Dir zusammen sein besonders viel?



„Jetzt gerade mit meiner kleinen Tochter. Wenn wir beide einfach etwas zusammen unternehmen, wie ein Spaziergang über den Markt.“

Julian (36), Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der WWU



„Als mein Ex-Partner verstorben ist, habe ich Hellmut kennengelernt. Er hat mir gezeigt, dass es ein Weiter und ein Danach gibt.“

Karin (65) und Hellmut (60), beide Rentner*Innen



„In Tunesien habe ich als Betreuer im SOS-Kinderdorf gearbeitet. Dort habe ich eine Gemeinschaft gefunden, die denselben Dachschaden hat wie ich. Wir waren die ganze Zeit zusammen. Dabei sind richtig tiefe Freundschaften entstanden.“

Erik (19), Fundraiser und angehender Synchronsprecher



„Gestern auf einer Beerdigung waren ganz viele Leute, die gemeinsam Abschied genommen haben. Dieses umarmen und miteinander reden war ein besonderer Moment.“

Beate (59), Zahnärztin



„Zusammen sein? Das ist das A und O, das, was uns verbindet. Weihnachten etwa erinnert uns daran, worauf es wirklich ankommt: die Gemeinschaft, Liebe und Rücksicht.“

Sia (54), Kabarettistin



„Immer wenn ich mit Freunden zusammen bin. Aktuell lernen wir zusammen in der Bibliothek und verbringen unsere Mittagspausen auf dem Markt.“

Leander (20), Student Politik und Wirtschaft



„Beim Paddeln auf dem Kanal! Wir sind im selben Ruderverein.“

Mario (50), Elektroniker und Alexandra (50), Angestellte



„Während meiner Trennung. Nach drei Jahren Beziehung in der gemeinsamen Wohnung waren gute Freunde für mich da. In dieser Zeit, in der ich mich viel in meine Gedanken reinsteigern konnte, war das sehr wichtig für mich.“

Julian (29), Sonderpädagoge



dafür | dagegen

„Meine Cousinen, die noch nie auf die Straße gegangen sind, müssen jetzt auf die Straße gehen. Warum?“

Weil ihre Kinder gehen und sie auf sie aufpassen müssen. Meine Cousinen sagen: „Wenn wir sterben, dann alle zusammen.““

Wie Deutsch-Iraner*innen aus der Ferne für ihr Land protestieren

„Ich möchte wieder leben – nicht nur überleben“

Julia versucht, für sich und ihre Söhne ein Leben in Deutschland aufzubauen. Aber wie kann sie glücklich werden, wenn ihr Ehemann und Vater ihrer Kinder in der Ukraine um sein Leben kämpft.

Ein Protokoll von Manon Beike

© Mathias Reding

„Mein eigentliches Leben habe ich bei meinem Mann in der Ukraine gelassen. Es ist auf Pause. Ich spiele mit meinen Söhnen, ich koche, putze und stricke. Montags und donnerstags vormittags habe ich Deutschkurse bei Ehrenamtlichen. Aber eigentlich warte ich einfach nur darauf, dass die Zeit vergeht. Dass dieser Krieg endlich aufhört und ich zu meinem Mann zurückkehren kann. Ich möchte wieder leben – nicht nur überleben.“

Es ist der 21. Oktober 2022. Ein warmer Herbsttag in Emsdetten im Münsterland. Hier lebt die 42-jährige Julia mit ihren beiden Söhnen Vadim und Sascha. Offene, blonde Haare. Ein lautes Lachen. Lebenslust. Julias Ausstrahlung lässt sie jünger wirken, als sie eigentlich ist. Nichts an ihrem Erscheinungsbild lässt ihren inneren Kampf vermuten. Anfang März 2022 floh sie mit ihren beiden Söhnen aus der Ukraine, um in Sicherheit leben zu können. Ihren Mann musste sie zurücklassen.

Den ersten Unterschlupf fand Julia im alten Marienhospital in Emsdetten. Direkt neben der Psychosomatik befindet sich die Flüchtlingshilfe der Stadt. In den früheren Krankenzimmern wohnen jetzt ca. 120 Geflüchtete aus der Ukraine. Die unterschiedlichsten Lebensgeschichten machen das alte Gebäude wieder lebendig, nach Krankenhaus sehen die grauen Türen und Wände aber trotzdem noch aus. Es riecht auch noch so.

Und wie lebt Julia jetzt?

„Wir teilen uns mit meiner Tante und meiner Cousine eine Wohnung in einem großen Haus, nahe der Innenstadt. Ob wir hier glücklich sind? Ich weiß nicht, ob ich das sagen kann. Aber wir sind sicher.“

Mein Sohn Vadim ist 9 Jahre alt. Er geht hier zur Grundschule. Sascha ist 5 und geht in den Kindergarten. Dort spricht keiner ukrainisch, also müssen sie Deutsch lernen. Das finde ich gut, aber ich wünsche mir mehr für sie. Ein Hobby, Freunde, ein Leben mit ihrem Vater, ein richtiges Zuhause. Das, was eigentlich normal ist.“

Am 24. Februar 2022 erfuhr Wladimir Putin die Invasion russischer Truppen in die Ukraine. Der Beginn eines Krieges, mitten in Europa. Julia floh nur 7 Tage später. Fast 40.000 Zivilist*innen und jeweils mehr als 100.000 Soldat*innen auf beiden Seiten wurden verletzt oder getötet, so Schätzungen der Vereinten Nationen (Stand: 10.11.2022). Besonders in den Grenzregionen um Charkiw oder Donezk und in bedeutenden Großstädten wie Kiew oder Odessa forderten die Kämpfe bereits viele Opfer.

Laut Schätzungen des UN-Flüchtlingskommissariats seien bis Anfang November rund 15,1 Millionen Menschen vor Zerstörung, Tod und russischen Kriegsverbrechen aus der Ukraine geflohen. Wie Julia kamen bereits über eine Millionen Menschen nach Deutschland und erhielten hier ohne langes Asylverfahren den vorübergehenden Schutz nach § 24 AufenthG. Dieses Gesetz beinhaltet ein einjähriges Visum mit Anspruch auf medizinische Versorgung, Sozialleistungen, Bildungsangebote und eine angemessene Unterkunft. Die Dunkelziffer der unregistrierten Geflüchteten ist jedoch vermutlich höher.

„Mein Mann und ich haben Bilder von toten und verletzten Kindern in den News gesehen. Da wussten wir: Wir müssen hier weg. Es ist unerträglich, unter der

Erde zu warten und den Bomben bei der Zerstörung unserer Heimat zuzuhören. Tod, Leid und Zerstörung. Das will ich meinen Kindern nicht antun. Eine Woche nach Kriegsbeginn sind wir drei deshalb losgefahren. Ohne meinen Ehemann.“

Die Flucht im Zug war hart, ich war allein mit den Kleinen. Alles war voller Menschen. Wir wussten nicht, was wir als Nächstes essen konnten oder wann wir wieder etwas zu trinken kriegen würden. Wir hatten nichts außer einem kleinen Koffer und das, was wir am Körper trugen. Dabei hatten wir noch Glück. Meine Cousine kommt aus Charkiw, ihre Wohnung wurde zerbombt. Sie konnte bei ihrer Flucht nicht einmal Wechselunterwäsche oder Bargeld mitnehmen.“

Die ersten zwei Monate meiner Flucht habe ich in Polen bei einer Gastfamilie verbracht. Wir wollten nicht so weit weg von zuhause, der Krieg sollte ja schnell vorbei sein. Als es dort zu eng wurde, sind wir im Mai dann doch nach Deutschland gekommen. Hier ist es schön und die Menschen sind sehr nett. Trotzdem bleibt die Ukraine meine Heimat.“

Eine Heimat, die für viele Menschen gerade zum Gefängnis wird. Bereits einen Tag nach Kriegsbeginn ordnete der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj die allgemeine Mobilmachung seines Landes an. Wehrfähige Männer mit ukrainischer Staatsbürger-

schaft zwischen 18 und 60 Jahren dürfen das Land nicht mehr verlassen. Männer, die lieber nur Vater, Sohn oder Ehemann sein wollen, als zu kämpfen. Trotzdem sollen sie zumindest theoretisch der Armee zur Verfügung stehen. Sie dürfen sich nicht mit ihren Familien in Sicherheit bringen.

„Mein Mann Dmitry ist 42 Jahre alt. Wir sind beide in Wosnessenks geboren und dort zusammen zur Schule gegangen. Das liegt in der Nähe von Odessa, im Süden der Ukraine. Nach unseren Studienabschlüssen hat es dann nicht mehr lange gedauert. Kurz danach haben wir geheiratet.“

Dmitry arbeitet als Elektroingenieur. Auch jetzt noch. Er steht auf, geht zur Arbeit, macht Hausarbeit und telefoniert täglich mit uns. Wir reden über die News, unsere Gefühle und Ängste. Aber es ist nicht das Gleiche, ihn nur im Videochat zu sehen. Ich kann Dmitry nicht umarmen. Er ist 2000 km weit weg. Ich vermisse ihn sehr und mache mir große Sorgen um ihn. Wir hatten ein so erfülltes Leben. Darauf zurückzublicken macht mich sehr glücklich und unfassbar traurig zugleich. Jeden Tag denke ich darüber nach, zu ihm zurückzukehren. Hätte ich keine Kinder, wäre ich sicher bei ihm in der Ukraine geblieben. Aber für sie ist es hier besser. Ohne Krieg. Solange in der Ukraine Menschen sterben, werde ich hierbleiben und warten, bis diese schreckliche Zeit vorbei ist.“



© David Peinad

Eine Frau sucht Schutz in einer ukrainischen U-Bahn-Station. So musste Julia nie leben, da sie schon am Anfang des Krieges floh.

„Meine Cousinen sagen: Wenn wir sterben, dann alle zusammen“

Shouresh Shakibapour (42) protestiert jeden Samstag in der Münsteraner Innenstadt gegen das iranische Regime. Sie erzählt, welche Sorgen sie sich um ihre Familie macht und warum sie erst wieder in den Iran fliegen kann, wenn die Regierung gestürzt ist.

Text: Charlotte Stullich

Im Iran protestieren seit Wochen tausende mutige Frauen und Männer gegen das Regime, das Frauen und andersdenkende Menschen systematisch unterdrückt. Auslöser der Proteste war der offenbar gewaltsame Tod der 22-jährigen Jina Mahsa Amini am 16. September vergangenen Jahres in Gefangenschaft der iranischen Sittenpolizei. „Jin, Jiyan, Azadi“, „Frau, Leben, Freiheit!“ – unter diesem Motto organisiert der Verein für politische Flüchtlinge jeden Samstag eine Kundgebung in der Münsteraner Innenstadt. Eine der Mitorganisatorinnen Shouresh Shakibapour (42) ist vor 35 Jahren mit ihrem Vater und drei ihrer Schwestern aus dem Iran nach Münster geflüchtet. Die Kauffrau für Bürokommunikation arbeitet bei einer Immobilienfirma und lebt mit ihrer Familie in Gievenbeck.

Warum musste deine Familie nach Deutschland flüchten?

Weil mein Vater zusammen mit anderen gegen die islamische Regierung politisch aktiv war. Seine Freunde wurden deswegen festgenommen und ihm wurde angekündigt, dass er der Nächste sein würde. Er war Professor an der Uni in unserer Heimatstadt Babolsar, das ist im Norden am Kaspischen Meer. Wir sind dann nach Teheran und von da aus nach Deutschland geflohen. Wäre er im Iran geblieben, wäre er entweder gefangen genommen oder getötet worden. Später ist meine Mutter mit meiner kleinsten Schwester nachgekommen.

Wie hat dein Vater seinen Protest in Deutschland fortgesetzt?

Er hat 1991 den Verein für Politische Flüchtlinge in Münster gegründet und unterstützt und berät seitdem politische Flüchtlinge aus dem Iran und der ganzen Welt. Er hilft ihnen dabei, eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen, beantwortet Fragen und veranstaltet Kundgebungen – alles ehrenamtlich. Er hat nie vergessen, was damals im Iran passiert ist und daher ist er bis heute in dem Verein aktiv.

Seit September finden im Iran Proteste statt. Wie hast du das erste Mal von den Ereignissen im Iran erfahren?

Durch Videos von meiner Familie. Aber dadurch, dass das Internet gedrosselt oder teilweise auch komplett abgeschaltet wird, ist der Kontakt natürlich viel weniger geworden. Dadurch können wir auch nicht mehr per FaceTime miteinander sprechen. Wenn es mal funktioniert, schicken wir uns Sprachnachrichten, aber das war's.

Wann warst du das letzte Mal im Iran?

Vor sechs Monaten. Ich kann aber nicht in den Iran zurück, bevor sich was ändert. Ich war immer politisch aktiv, aber früher hab' ich immer gedacht: „Mir egal, ich fliege trotzdem.“ Diesmal werde ich nicht fliegen, bis diese Regierung gestürzt ist. Ich würde auf jeden Fall verhaftet werden. Weil ich beide Staatsangehörigkeiten habe, könnte die deutsche Regierung dann nichts für mich tun.

Eure Kundgebungen in der Stubengasse finden schon seit fast zwei Monaten statt. Welche Menschen trifft ihr dort jeden Samstag?

Ganz unterschiedlich. Einige Iraner, die damals zur selben Zeit wie wir nach Deutschland gekommen sind,



Shouresh Shakibapour (42): „Ich kehre nicht in den Iran zurück, bevor diese Regierung gestürzt ist.“

aber mittlerweile sind auch viele Neue dabei. Wir alle wollen für die Freiheit im Iran eintreten. Da kriegt man natürlich mit, wenn irgendwo Kundgebungen stattfinden. Viele erzählen sich die Termine weiter. Die Reaktionen von Münsteranern, mit denen wir hier ins Gespräch kommen, sind wirklich super gut. Die Leute sind interessiert, fragen nach, und erzählen es weiter.

Was ist das Hauptziel eurer Kundgebungen?

Wir wollen laut sein. Wir wollen die Stimme der Menschen im Iran sein und den Menschen hier in Münster erzählen, was im Iran los ist, damit sie es weitersagen. Wir wollen, dass Videos geteilt und Petitionen unterschrieben werden und dass die Leute in den Städten an Kundgebungen teilnehmen. Je mehr Menschen wir sind, desto besser werden wir gehört. Die Bundesregierung merkt, dass sie sich positionieren und die Handelsbeziehungen mit dem Iran beenden muss. Und die Regierung im Iran sieht, dass die Welt nicht wegschaut. Und die Menschen im Iran kriegen mehr Mut, weil sie sehen, dass im Ausland was passiert und die Menschen dort hinter ihnen stehen.

Was ist das für ein Gefühl, hier Woche für Woche zusammen auf der Straße zu stehen?

Eigentlich bin ich echt extrem wütend und auch traurig – weil einfach nichts passiert, weil die Bundesregierung einfach nichts tut und nach acht Wochen immer noch dabei ist, Sanktionen zu prüfen. Dabei hat sie in der Ukraine-Krise gezeigt, dass sie auch anders kann, dass sie weiß, was Solidarität bedeutet. Warum macht sie das jetzt nicht? Weil ihr die wirtschaftlichen Beziehungen mit dem Iran viel wichtiger sind als Menschenrechte. Deutschland will auch das Atomabkommen wiederbeleben, und wenn das passiert, gewinnt dieses Regime wieder mehr an Kraft und Sicherheit – und das darf natürlich nicht passieren.

Was erwartet ihr von der deutschen Regierung?

Wir fordern keine Waffen, keinen Krieg, keinen militärischen Eingriff wie in anderen Ländern – das wollen wir alles nicht. Wir wollen nur den Stopp der Handelsbeziehungen mit dem Iran, aber kein neues Atomabkommen. Wir wollen härtere Sanktionen, die nur das Regime treffen, nicht die Zivilbevölkerung. Und wir wollen, dass die Konten von Regimeanhängern, die Geld haben und deren Kinder im Ausland studieren, eingefroren werden und dass die Lobbyisten des Regimes in Deutschland verfolgt und ihnen die Visa entzogen wer-

den. Außerdem fordern wir einen Abschiebestopp in den Iran, ein vereinfachtes Asylverfahren und massiven politischen und ökonomischen Druck zur Freilassung der über 15.000 Demonstrierenden – viele davon politische Gefangene. Die Gerichtsprozesse für Tausende von ihnen haben begonnen, und da ihnen „Moharebeh“ also „Krieg gegen Gott“ vorgeworfen wird, erwartet sie höchstwahrscheinlich die Todesstrafe.

Seit Beginn der Demonstrationen sind schon mehr als 300 Menschen gestorben, viele von ihnen Kinder. Was kann jeder von uns tun, um den Iranerinnen und Iranern zu helfen?

Eigentlich nur Solidarität zeigen. Zu den Kundgebungen kommen, damit die Medien das Thema verbreiten und damit der Druck auf die Regierung größer wird, etwas zu tun. Man kann auch den Abgeordneten Emails schreiben: „Stoppt die Deals mit dem Iran“, „kein Handelsabkommen und kein Atomabkommen mit dem Iran“. Dann sehen die Politiker, dass das Thema den Leuten wichtig ist.

Es gibt ja immer wieder Solidaritätsbekundungen aus der ganzen Welt, zuletzt zum Beispiel von Joko und Klaas. Weißt du, ob und wie die Menschen und das Regime im Iran das mitkriegen?

Es ist sehr wichtig. Es kommt im Iran auf dem Wege an, dass viele Menschen in Deutschland das sehen und dann zu Kundgebungen gehen. Dort machen sie vielleicht Fotos von den vielen Menschen und diese Fotos kommen dann wiederum im Iran an und machen den Menschen Mut. Wenn es dann immer mehr Leute auf der Straße werden, sieht die Regierung, dass sie so nicht weitermachen kann.

Was wünschst du dir für die Zukunft des Iran?

Freiheit! Freiheit, Demokratie, Menschenrechte, Frauenrechte, Gründung von Parteien, demokratische Wahlen, dass die Menschen und vor allem die Frauen frei sind in allen Punkten – nicht nur, wie sie sich anziehen und ob sie Kopftuch tragen. Und obwohl es eine Frauenrevolution ist, dürfen wir die Männer nicht vergessen: unsere Schüler, unsere Studenten, die so stark sind. Meine Cousinen, die noch nie auf die Straße gegangen sind, müssen jetzt auf die Straße gehen. Warum? Weil ihre Kinder gehen und sie auf sie aufpassen müssen. Meine Cousinen sagen: „Wenn wir sterben, dann alle zusammen.“

Interview geführt am 10.11.2022

Info

Kundgebungen zur Solidarisierung mit dem Iran:

Jeden Samstag

14:00 bis 15:30 Uhr

Stubengasse Münster

„Diese Welt gehört uns allen und nicht nur den G7-Staaten“

Tausende Menschen fordern die Politik auf, die Klimakatastrophe endlich ernst zu nehmen. Über die Kraft, gemeinsam verzweifelt zu sein.

Text: Lena Aldag

© Lena Aldag

Tausende Menschen werden gemeinsam laut und protestieren für mehr globale Gerechtigkeit.



„Power to the people because people have the power!“ rufe ich voller Zorn gemeinsam mit mehreren tausend Schüler*innen und Student*innen durch die dunkle, regnerische Nacht. Unsere selbstgebastelten Plakate strecken wir in die Höhe: „System Change Not Climate Change“, „Die Uhr tickt“ und „Politik für Menschen und nicht für Staaten“ steht auf ihnen geschrieben. Wir bahnen uns den Weg vom Schlossplatz in die von der Polizei abgesicherten Sicherheitszonen der Innenstadt. Rot-weiße Flatterbänder mit der Aufschrift „Polizeiabspernung“ verwandeln die sonst belebten Straßen in eine Geisterstadt. An fast jeder Ecke blicken ein Dutzend Polizist*innen mit angespannter Miene auf die Passant*innen.

Am 3. und 4. November findet das G7-Treffen der Außenminister*innen der sieben wirtschaftsstärksten Länder der Welt (USA, Japan, Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Italien und Kanada) im Friedenssaal in Münster statt. Ein Zusammentreffen, welches die ganze Welt auf Münster blicken lässt – und die Demonstrant*innen auf die Straße treibt.

Der Aufruf der Fridays For Future Ortsgruppe Münster lautet „gemeinsam laut“ zu sein und für mehr globale Gerechtigkeit zu protestieren. Das Motto: „Global Climate Justice – Diese Welt gehört nicht den G7!“. Greenpeace Münster, KlimaEntscheid Münster und der Seebrücke Münster laufen auch mit.

Um 16 Uhr ist der Schlossplatz gefüllt mit tausenden Menschen, meist Jugendliche. Der Himmel ist bewölkt. Ich spüre, wie aufgebracht die Teilnehmer*innen sind. „Diese Welt gehört uns allen und nicht nur den G7-Staaten! Wir fordern die Beteiligung aller Staaten“, ruft die Sprecherin von Fridays For Future auf der provisorisch aufgebauten Bühne ins Mikrofon. Die Kritik ist deutlich: Warum beraten nur sieben Außenminister*innen über die globale Zukunft und nicht die Vertreter*innen aller Staaten weltweit? Warum werden Menschen noch immer ungleich behandelt? Warum werden noch immer globale Dimensionen der Klimakatastrophe missachtet und keine Rücksicht auf die genommen, die schon heute an den Folgen des menschengemachten Klimawandels leiden? Warum werden nachfolgende Generationen ihrer Zukunft beraubt? Bei den Worten des jungen Mädchens läuft mir ein Schauer über den Rücken. Ich bekomme Gänsehaut und als ich in die Gesichter meiner Mitdemonstrant*innen schaue, sehe ich, dass es ihnen ähnlich geht. Ich spüre die Wut und den Frust, die Angst und den Ärger vor und über die eigene Zukunft. Ich spüre die Hilfslosigkeit und den Missmut. Die Verzweiflung und Unsicherheit ist allen ins Gesicht geschrieben. Ein junges Mädchen verrät mir, warum sie heute hier ist. „Ich bin hier, um etwas zu verändern! Ich bin hier, um für Freiheit und mehr Gerechtigkeit in der Zukunft zu kämpfen.“ Sie möchte aktiv handeln und Forderungen an die Politik der Zukunft stellen. „Ich möchte nicht mehr überse-

hen werden.“ Ihre Stimme zittert. Ein großer blonder Junge erzählt: „Ich bin besorgt um unsere Zukunft. Wir leben in einer einzigen großen Krise, aus der es keinen Ausweg zu geben scheint.“. Seine Freundin ergänzt: „Aber wir müssen etwas tun, wir haben die Stimme, etwas zu verändern! Und diese Veränderung brauchen wir jetzt!“. Das kleine Mädchen mit wütender Stimme hält in ihrer Hand ein Plakat mit dem Satz „Machen statt Reden!“. Ich bahne mir den Weg weiter durch die Menge und komme mit weiteren Demonstrant*innen ins Gespräch. „Wir fordern Klimagerechtigkeit. Wir sind gegen Diskriminierung und fordern mehr internationale Solidarität. Wir wollen in einer friedvollen Welt leben“, sagt mir ein dunkelhaariger Junge. Lautes Klatschen läutet das Ende der euphorischen Reden ein. Die Menschenmenge setzt sich langsam in Bewegung und je mehr Meter wir gemeinsam hinter uns lassen und je mehr ich mit den Teilnehmer*innen ins Gespräch komme, überwiegt nicht mehr die Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit über die Zukunft, nicht mehr das Gefühl der Machtlosigkeit, sondern die Zuversicht, der Mut, die Funken der Hoffnung und das Vertrauen in unsere Generation.

Mir wird bewusst, welch unbeschreiblich schönes und ermutigendes Gefühl es ist, hier gemeinsam mit so vielen jungen Menschen gemeinsam zu protestieren. Welch überwältigendes Gefühl es ist, gemeinsam für etwas zu kämpfen und für unsere Ziele einzustehen. Wir sind zusammen gegen die Politik der Gegenwart. Und dafür wird es sich immer lohnen, gemeinsam dagegen zu sein. Denn nur zusammen können wir eine Zukunft gestalten, die gerecht und lebenswert für alle von uns ist.

An diesem Tag kommen viele Demonstrant*innen mit ihren selbstgebastelten Schildern.



© Lena Aldag

Dem eigenen Körper ausgeliefert

Jenny leidet seit sechs Jahren an Endometriose. Um die Hoffnung nicht zu verlieren, entscheidet sie, den Schmerz mit anderen Betroffenen zu teilen.

Text: Lieselotte Jäger



© Fabiane Wünsche

Jenny (30) über ihr Leben mit der chronischen Krankheit: „Die Tage rauschen an mir vorbei, ich bekomme nichts mit.“

An einem Abend im vergangenen Jahr kann Jenny Grütter ihre dunklen Gedanken nicht unterdrücken. Ihr Ehemann kommt von der Arbeit nach Hause, doch sie liegt wieder einmal nur auf dem Sofa.

„Fuck! Nichts bekomme ich hin. Niemand da, der mich versteht. Keiner weiß, wie ich mich fühle, wie Endometriose mein Leben vereinnahmt. Mein Ehemann kann sich doch nicht jeden Tag die gleiche Leier anhören. Eigentlich wäre er besser dran ohne mich. Aber ohne ihn werde ich nicht überleben. Besser wäre es, ich wäre nicht mehr. Was ist das Schlimmste, was passieren kann? Ich sterbe. Wäre das so schlimm? Klingt besser als diese Hölle.“

Es sind immer wieder dieselben negativen Sätze, die ihr durch den Kopf gehen. Doch an diesem Abend entscheidet die 30-Jährige, dass sie ihrer Gedankenspirale nicht mehr hilflos gegenüber stehen will. Sie will eine Selbsthilfegruppe gründen, sich mit anderen Frauen austauschen, die wie sie an Endometriose leiden. Ihre Hoffnung: „Mit Frauen zusammenkommen, die dich verstehen, das Gleiche fühlen und bei denen du dich nicht stundenlang erklären musst“.

Sie wendet sich an eine befreundete Journalistin von der Rheinischen Post, um erste Aufmerksamkeit für ein Kennenlernetreffen der Gruppe zu generieren. Sie schreibt auf ihrem Instagram-Profil eine offene Einladung an alle, die wie sie an Endometriose leiden. Sie setzt den Hashtag: #Endometriosekämpferinnen.

Wie etwa zehn Prozent aller Frauen leidet Jenny Grütter an diagnostizierter Endometriose, der zweithäufigsten gynäkologischen Erkrankung: Diese gutartigen, jedoch meist sehr schmerzhaften Wucherungen können sich prinzipiell im gesamten Körper ansiedeln. Meist bilden sie sich an Organen oder Gewebe außerhalb der Gebärmutterhöhle. Die Zahl der an Endometriose erkrankten Frauen ist schwer zu schätzen, da die Erkrankung auch unauffällig verlaufen kann und schwierig festzustellen ist. Die Symptome sind vielfältig: Extreme Menstruationsschmerzen, Übelkeit, Kopfschmerzen, Durchfall oder Erbrechen. Trotz der hohen Verbreitung und der gravierenden Auswirkungen kennen viele die Krankheit nicht. Auch Jenny wusste zunächst nicht, woran sie leidet.

Als sie mit zwölf Jahren ihre Periode bekam, hat sie immer wieder starke Schmerzen und starke Blutungen. Ein Warnzeichen für Endometriose, weiß sie heute. Ihre Frauenärztin riet ihr damals zur Antibabypille. Tatsächlich ging es ihr damit besser, die Schmerzen ließen nach. Doch mit Anfang 20 setzt Jenny die Pille ab. Sie möchte keine Hormone mehr nehmen. Kurz danach, im Jahr 2015, verschlimmert sich Jennys Zustand: Sie leidet regelmäßig an Blasenentzündungen, ihr ist übel. Sie wird inkontinent. „In solchen Momenten war ich hilflos meinem eigenen Körper ausgeliefert“, sagt sie. Im September 2016 entdecken Ärzte bei einer Bauchspiegelung Endometriose-Herde an Blase, Bauchfell, den Eierstöcken und am kleinen Becken. Direkt nach der Operation ist sie nach Jahren zum ersten Mal symptomfrei und kann ihren Urin halten.

Drei Jahre nach der Operation beginnt jedoch alles von vorne. Verdachtsdiagnose: ein Endometriose-Rezidiv, das auf die Hüfte drückt. Die Blasenschwäche, die permanente Angst, Hormone nehmen zu müssen, die Gefühllosigkeit in den Beinen und der daraus resultierende Verlust der eigenen Selbstständigkeit bringen

Jenny an ihre psychische Belastungsgrenze. Im Januar 2020 diagnostiziert die LVR Klinik Köln bei ihr Depressionen und generalisierte Angststörungen. Krankheitsbilder, die bei Endometriose keine Seltenheit sind.

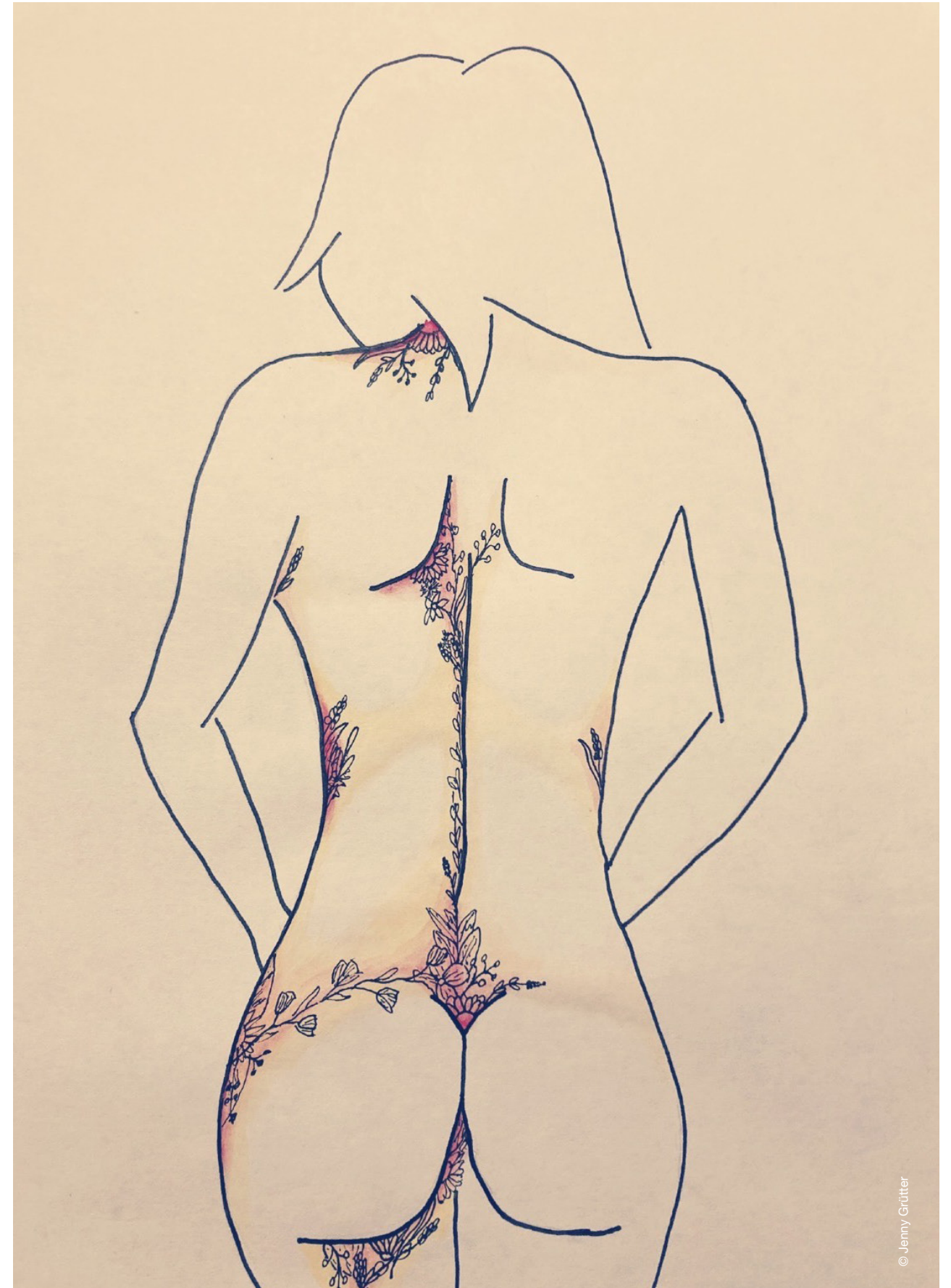
Die heute 30-Jährige ist bis auf weiteres krankgeschrieben. Ihr Leben verbringt Jenny überwiegend auf der Couch oder im Bett. Ihre Beine schmerzen, hinzu kommen ständige Müdigkeit, Konzentrationsprobleme, Kopf- und Bauchschmerzen. In 18 Monaten landet sie fünfmal in der Notaufnahme: durch die Gefühllosigkeit in den Beinen kommt es zu Stürzen.

Eine schwere Endometriose kann die Lebensqualität und Leistungsfähigkeit betroffener Frauen stark einschränken. Auch für Jenny ist ein eigenständiges Leben aktuell nicht vorstellbar. „Ich bin sowohl auf finanzielle Hilfe angewiesen als auch darauf, dass jemand den Haushalt schmeißt und mich von A nach B fährt. All das kann ich in meiner momentanen Lage nicht. Nur zusammen mit Familie und Freunden schaffe ich mein Leben“, gibt sie ernüchtert zu. Die Situation führt bei Jenny immer wieder auch zu Suizidgedanken. Für die junge Frau ist ihr Leben in dieser Lage nicht lebenswert. Das Schlimmste daran, sagt sie, ist, dass andere die Krankheit nicht sehen. Jenny beschreibt es als eine eigene Realität, die keiner von außen wahrnehmen kann.

Als am 19. November des vergangenen Jahres 13 Frauen in die Begegnungsstätte in Neersen kommen, ist Jenny nahezu euphorisch. Sie merkt an diesem Nachmittag, wie dieser Austausch ihr hilft. Während des Treffens kristallisiert sich schnell heraus, dass alle Frauen einen großen Wunsch miteinander teilen: den Kontakt zu realen Menschen, die deine Geschichte miterleben und nachfühlen. Sie wollen nicht nur im Internet lesen, wie es anderen geht und dass sie angeblich nicht alleine seien. Bei den Treffen tauschen sich die Frauen über ihren Leidensweg aus, teilen Wünsche und Ängste. Für Jenny ist durch die Selbsthilfegruppe ein neuer Ankerpunkt in ihrem Leben entstanden. Seitdem ist es so, dass sie sich „Dinge“ bis zum nächsten Treffen aufschreibt und dadurch mehr Luft in ihrem Alltag entsteht, die sie nutzen kann, um sich auf positive Dinge zu fokussieren.

Die Endometriose hat Jenny nicht besiegt, eine Heilung gibt es nicht. Ihre Schmerzen und Einschränkungen bleiben voraussichtlich ein Leben lang. Aber die junge Frau hat einen Weg gefunden, wie die Krankheit nicht mehr alles vereinnahmt.

Schmerzbilder mit den betroffenen Stellen, die Jenny für ihren Mann gezeichnet hat.



Energie-Erhaltung

Ein Ingenieur dämmt seine Mietwohnung, eine Ärztin wünscht sich durchsetzungsfähigere Politiker und eine Rentnerin zieht sich dicke Pullis gegen die Kälte an. Über individuelles Handeln in kollektiven Krisen.

Text: Tim Wessels

Lars hockt auf dem Laminat. In Jogginghose und Hoodie friemelt der schlanke 38-Jährige an diesem Morgen glänzende Metallfolie hinter den Heizkörper. Die Nische unter der Fensterbank hat er mit dicken Styroporplatten ausgekleidet. Seine Mietwohnung zu dämmen ist das neueste Projekt des Ingenieurs und IT-Projektplaners. Als nächstes beklebt er den Rollladenkasten mit einer dicken Schicht Dämmmaterial. Lars wohnt alleine in einer 76 m²-Wohnung nicht weit vom Stadtkern. Den Vermieter hat er nicht gefragt. „Ich wusste, ich mache das auf jeden Fall“. Also lieber kein „nein“ riskieren. Viele Leute bekämen gleich Panik wegen Schimmel, wenn es um Wärmedämmung geht, aber er wisse, was er tue.

Auf dem Prinzipalmarkt wehen blaue „G7“-Flaggen. Gestern Abend ist das Technische Hilfswerk abgezogen, die Polizei hat die Absperrungen vom Domplatz weggeräumt, die Mannschaftswagen sind abgefahren. Eine Fernsehreporterin steht vor dem Rathaus und berichtet „aus dem beschaulichen Münster“. Es geht um das G7-Außenministertreffen im Friedenssaal. Letzten Donnerstag und Freitag, am 3. und 4. November, sollte es hier unter anderem um die explodierenden Energiepreise und die Versorgungssicherheit gehen. In den letzten Wochen hat sich der Gaspreis durch den Konflikt mit Russland zeitweise verzehnfacht, Heizenergie zu sparen ist seither das große Thema. Wen gigantische Nachzahlungen nicht schrecken, dem droht immer noch – und immer mehr – die globale Klimakrise. In der „Brasserie“ sitzt Lena am Mittag mit Freundinnen vor bunten Cocktails. Die Sonne fällt durch die welken Blätter der Linden am Rand der Promenade. Weiße Air Max-Sneaker, lange blonde Haare, Nadelstreifen-Blazer. Die 27-Jährige ist Ärztin und damit „privilegiert genug“, wie sie sagt, dass sie die Heizkosten nicht in Bedrängnis brächten. Sie versuche, etwas zu tun für den Klimaschutz, in ihrem Bereich, „nur die Räume heizen, die man braucht, zum Beispiel“. „Es ist vielleicht ein bißchen naiv, aber ich wünsche mir, dass in der Politik Leute sitzen, die schlauer sind als ich – und die einem sagen, was man machen muss“.

Lars ist ein Tüftler. Vor 15 Jahren hat er „Hexacopter“ gebaut, bevor man sie „Drohnen“ nannte und in jedem Elektronikmarkt kaufen konnte. Sein Fahrrad hatte einen Elektromotor, bevor jemand von „E-Bikes“ sprach, ein Lasertag-Set hat er konstruiert und ein elektrisches Bobbycar. Alles in seiner Freizeit – aus Spaß am kreativen Basteln mit Elektronik, oft zusammen mit anderen im Verein „Warpzone“ am Haverkamp. Um seine Wohnung zu dämmen, hat er sich erst einmal eine Wärmebildkamera geliehen und Fotos von der Fassade gemacht. An den Farben auf dem Bild lässt sich ablesen, wo es warm ist, spricht: wo Heizenergie nach draußen entweicht. „Hier sieht man, wo die Heizung ist – da ist alles rot.“ Er zeigt die Bilder auf seinem Monitor, der die Größe eines TV-Geräts hat. Als Ingenieur wurmt ihn vor allem die Verschwendung, die technische Ineffizienz. „Das muss ja nicht sein, das kann man halt besser machen.“

Die Rentnerin Rosa schaut gerade ins Schaufenster eines Optikers am Prinzipalmarkt. „Wir müssen uns alle an die eigene Nase fassen!“, meint sie. Sie sei ja Kriegskind, 83. „Ich ziehe ein paar Pullis und eine dicke Hose an – da muss ich nicht heizen.“ Nicht die Politik könne das Klima retten, jeder Einzelne müsse sich entscheiden. „Es ist ja auch nur unser Geld, das die Politiker verteilen können.“

Da ist sie mit Lars einer Meinung. Wann immer er nicht beruflich etwas Großes transportieren muss, fährt er inzwischen Fahrrad. Einmal ist er noch geflogen in den letzten fünf Jahren. Seinen restlichen CO₂-Abdruck versucht er über eine Online-Plattform auszugleichen. Erst auf Nachfrage fängt Lars an, die Kosten seiner Dämm-Aktion zusammenzurechnen. Heraus kommen rund 250 €. Es könnte sich diesen Winter also schon gelohnt haben. „Aber darum geht es mir ja nicht“, meint Lars.

„Sind Sie von den WN!?!“, ruft eine Frau Mitte 30, als ich mich gerade von Rosa verabschiede. Auch ohne die Reichweite der größten Münsteraner Lokalzeitung:



30 Stunden hat Ingenieur Lars für das Dämmen seiner Wohnung investiert



Kurzes Innehalten nach einer mehrstündigen „Dämm-Session“: Mit Acryl aus der Spritzpistole hat Lars Hohlräume und Fugen isoliert

Emma will unbedingt ihre Geschichte erzählen. Bei den Jungen Liberalen war sie früher, für Eigenverantwortung ist sie immer eingetreten, sei „eine aussichtsreiche Studentin“ gewesen. Dann kamen psychische Probleme, PTBS, eine verzweifelte Suche nach Hilfe und irgendwann ALGII. Die Heizkosten machen ihr Sorgen. 350 € Nachzahlung vom letzten Winter sind noch offen, die städtische Wohn + Stadtbau fordere von ihr, die ARGE will sie nicht übernehmen, sagt sie. „Dabei ist das ja beides die Stadt, aber die Ämter sind seit Corona alle überlastet.“ „Die Heizungssanierung lässt sich der Vermieter voll von mir bezahlen.“ Und diesen Winter wird es noch teurer. Ihre Probleme sieht man Emma nicht an, mit ihrer grünen Mütze, dem roten Halstuch und ihrer goldenen großen runden Brille. Sie redet wie ein Wasserfall und es geht immer um Ressourcen: Psychisch, finanziell, materiell. „Auf die Leute hier“ sollte sich die Politik endlich konzentrieren, „auf die akuten Probleme, nicht immer die ganze Welt retten wollen“.

Mit der Kartuschenpistole spachtelt Lars einen Riss zwischen Fensterbank und Wand, füllt einen Hohlraum mit Bauschaum, stellt die Fenster ein, damit sie richtig abdichten. Vor das Glas klebt er eine Isolierfolie. Tesa Moll. Am Türrahmen klebt er eine Dichtung auf. Er holt die Leiter und verklebt geduldig die Verbindungsstellen seiner Rollladenkasten-Dämmung. „Sonst gibt es nämlich wirklich Schimmel!“ Seine Dämmungs-Aktion,

meint er, könne im Prinzip jeder machen. „Man findet da massenweise Videos, viele Infos, das ist eigentlich kein Problem“. Um die 30 Stunden hat er am Ende investiert. Zwei Wochen später, Mitte November, hat er jedenfalls noch nicht geheizt.

Auf einer Säule am Prinzipalmarkt hat jemand „Fight G7“ aufgesprüht – ganz klein. Ein Stück Polizei-Absperrband flattert über einem Fahrrad.

„Die Politik könnte schon etwas ändern“, meint Lars. Flüge zum Beispiel seinen viel zu billig. Würde er auch demonstrieren, für den Klimaschutz? „Das ist nicht so mein Ding“. „Ich gucke lieber nach meinem eigenen Verhalten und erzähle meinen Mitmenschen von meiner Meinung.“ Vielleicht 2 Grad wärmer ist es jetzt – „und es zieht nicht mehr“. Das Klima ist wirklich angenehm.

G7-Treffen in Münster: Die Polizei rückt ab.

© Tim Wessels

Am Abend des letzten G7-Tages: Letzte Einsatzwagen vor dem Friedenssaal.



leben | lieben

“Wir trösten uns gegenseitig. Anni hat immer noch ruhende Worte dafür, wenn ich sage: Was soll der Quatsch noch?”

Wie man es schafft, über sechzig Jahre lang befreundet zu sein

“Oh, du bist doch der Typ aus dem Van!”

VW-Bulli, Fünfer-WG, Verbindungshaus: Wie leben Studierende in Münster, einer der größten Universitätsstädte Deutschlands?

Text: Svenja Friedrichs



Tobis Wahl-Zuhause auf vier Rädern: sein alter T3-Bus.

Tobi (25) fand zu Beginn seines Politik- und Wirtschafts-Bachelors keine Wohnung. Eine schnelle Lösung musste her: Seinen Camper parkte er am Aasee und wohnte darin für zwei Wochen.

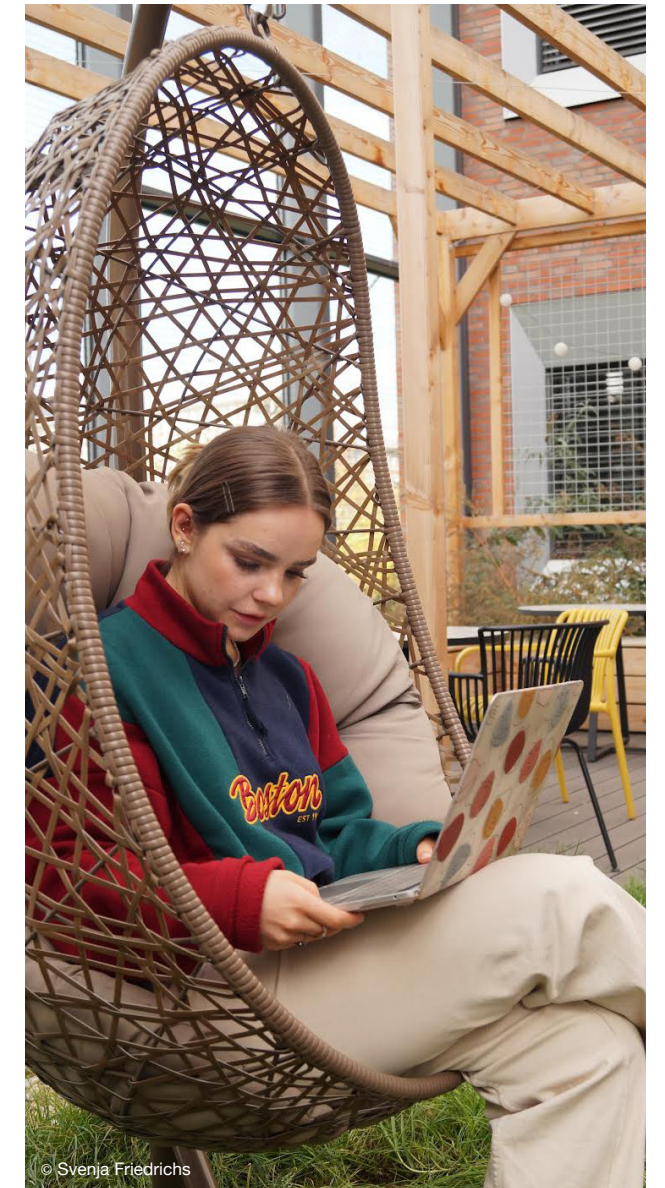
Ich dachte erst: in 2,3 Wochen finde ich schon eine Bleibe in Münster. Schnell habe ich dann aber gemerkt, dass ich nicht als Einziger auf der Suche bin.

Der Semesterstart rückte näher und ich wurde langsam nervös. Ich bin dann schließlich auf meinen alten T3-Bus ausgewichen. Normalerweise ist das mein Festival-Bus für den Sommer. Jetzt musste ich mit 4m² auskommen. Zu Beginn klappte das ganz gut, war ja noch warm in der Orientierungswoche. Als das Studium losging, wurde es dann aber schon kalt. Ich habe mir Nudeln auf dem Gaskocher gekocht und gehofft, dass es wärmer wird. Viel schlimmer fand ich die fehlende heiße Dusche am Morgen. Apropos duschen: ein-zweimal habe ich in Badehose auf dem Parkplatz geduscht – das Ganze zur Belustigung von spazierenden Rentnern. Meistens bin ich aber ins Fitnessstudio gegangen. Das ist natürlich nicht vergleichbar mit einem eigenen Badezimmer. Das habe ich echt vermisst. Geparkt habe ich hinten am Aasee, bei den Villen, dem Hotspot der Reichen und Schönen. Das hat zum Glück nichts gekostet.

Ich blieb auf alle Fälle bei meinen Kommilitonen positiv im Gedächtnis: “Oh, du bist doch der Typ aus dem Van!”, hieß es relativ schnell. Übernachtet hat aber keiner, dafür war der Platz einfach zu klein. Nach zwei Wochen konnte ich einen Couchplatz in einer WG ergattern und mittlerweile wohne ich in einem eigenen Zimmer.

Kommunikationswissenschaftsstudentin Eva (22) hat ihr eigenes Zimmer, ist aber gleichzeitig Teil des Studios von POHA-House – einer Mischung aus WG und Apartment am Hauptbahnhof.

Es ist hier wie in einem kleinen Dorf. Das bedeutet: jeder hat seine eigene Wohnung, es gibt aber die Community Spaces für alle: Das sind Küche, Dachterrasse, Filmraum oder der Yogaraum. Mein Vater ist begeistert vom Konzept und meine Freunde haben sich auch noch nie darüber beschwert, auf der Dachterrasse gemeinsam Aperol zu trinken. „Das ist aber eine Menge!“, hat mal eine Freundin zu mir gesagt, als sie online gesehen hat, wie viel ein Apartment kostet. Die Preise liegen zwischen 890€ und 1.200€, ich zahle jedoch weniger, weil ich unter den ersten Bewohnern war ... ja, der Preis ist vergleichsweise hoch, wir zahlen aber das ganze Drumherum mit: Über eine eigene App werden hier Events geplant – gemeinsames Frühstück, Yoga am Mittwoch oder Veranstaltungen wie Ted-Talks.



Die Dachterrasse gehört zu den vielen Community Spaces, die die Bewohner*Innen des POHA-House gemeinsam nutzen.

Außerdem kann ich mich auf die Bewohner verlassen – sobald man sich irgendwo aufhält, kommt man immer mit jemandem ins Gespräch – da entwickeln sich echt schnell Freundschaften. Ich habe also alle Vorteile einer eigenen Wohnung und die einer WG, ich kann frei entscheiden, ob ich gerade sozial sein möchte oder nicht. Ein Nachteil ist die Anonymität. Hier sind schließlich über 250 Apartments besetzt, da kenne ich nicht jeden, der hier lebt. Manchmal fühle ich mich einsam, wenn ich in meinen 27 m² sitze. Da fehlt dann die Motivation in die Gemeinschaftsräume zu gehen. In einer WG muss man ja nicht extra einen Fahrstuhl nutzen, um seine Mitbewohner zu sehen.

Kathi (21) studiert soziale Arbeit im fünften Semester. Sie wohnt in einer Haus-WG in Coerde und teilt sich dort mit ihren vier Mitbewohnern eine ganze Menge: Kühlschrank, Haustiere und die Liebe zur Kreativität. Während Okonomiyaki, ein japanischer Pfannkuchen, gekocht wird, hallt leise französische Musik durch die Küche.

Ich habe mich noch nie so zuhause gefühlt wie hier. Unsere Form des Zusammenlebens erinnert an die Kindheit: Wir geben hier alle aufeinander acht. Jede Persönlichkeit hat die Möglichkeit sich zu entfalten – gleichzeitig versuchen wir an alle mitzudenken.

Den Zwang, etwas machen oder kaufen zu müssen, haben wir nicht. Wenn ich denke: Oh das Bad ist dreckig oder die Küche muss aufgeräumt werden, mach ich das oder schnappe mir wen. Mit einer Kasse oder einem Putzplan würde ich mich unwohl fühlen. Neben

Kühlschrank-Kommunismus zahlen wir außerdem alle die gleiche Miete, auch wenn die Zimmer unterschiedlich groß sind. Da kommen wir jeweils auf etwa 500€ monatlich. Es ist eigentlich immer jemand im Haus: zwei Freunde waren täglich da, um ihre Bachelorarbeiten in unserem Gästezimmer zu schreiben. Ansonsten haben wir zwei Katzen, die uns allen gehören und vor einiger Zeit haben wir Meerschweinchen gerettet.

Das ganze Haus sah vor einem Jahr auch noch komplett anders aus: die Katzenhöhle im Flur, die Bar im Keller und die gesamte Küche haben wir selbst gebaut. Auch in unserem Garten finden sich viele Projekte wieder: ein selbstgebautes Kräuterbeet, meine Kartoffeln oder das Gewächszelt für Chilis. Was wir auf jeden Fall noch bauen wollen, ist ein Unterstand für unsere Fahrräder und eine Sauna.



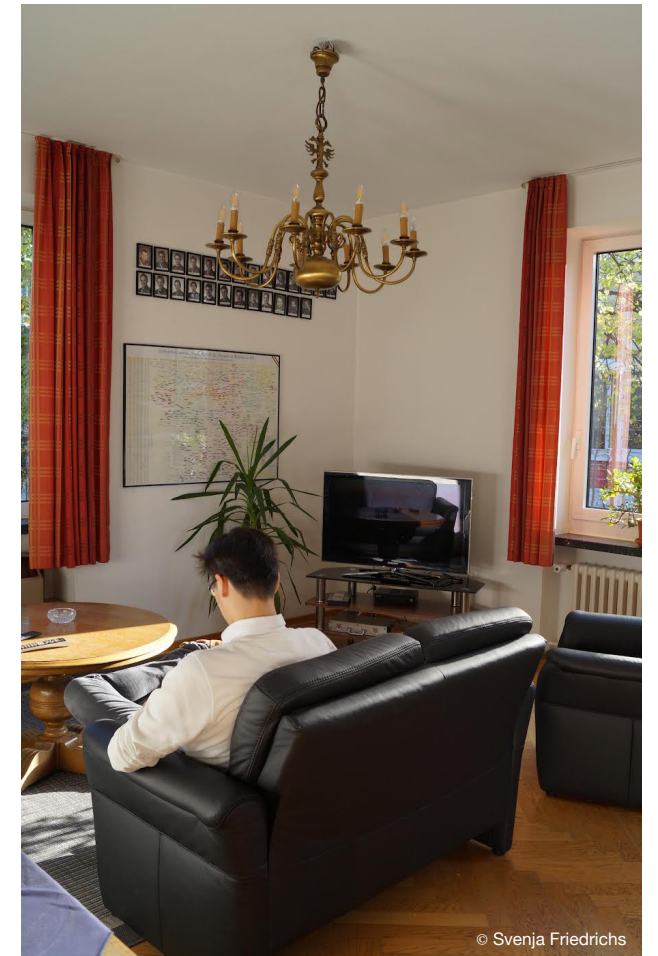
© Svenja Friedrichs

Kathi und ihre Katze auf der gemütlichen WG-Couch.

Dominik (21) lebt in einer Studentenverbindung im Süden Münsters. Er nutzt nicht nur die Möglichkeit eines günstigen Zimmers, sondern genießt auch Teil einer Gemeinschaft zu sein.

Man kommt hier nicht darum herum mit neuen Menschen Kontakt zu knüpfen. Hier wohnen teilweise 12 Menschen gleichzeitig. Ich studiere im fünften Semester Geoinformatik und wohne seit meinem ersten Semester hier. Interesse in einer Verbindung zu leben hatte ich vorher nicht so wirklich. Das kam von meinem Vater, der war auch schon in einer Verbindung: „Während Corona ist es praktisch nicht in einer normalen WG mit zwei anderen zu leben.“, meinte er. Bei so vielen Mitbewohnern trifft man immer wen, mit dem man gemeinsam Sachen unternimmt. Man trifft sich in der Küche, macht Sport oder trinkt gemeinsam ein Bier. Neben unserer eigenen Bar haben wir auch eine Haushälterin. Sie wohnt im zweiten Stock und kümmert sich um den Haushalt und putzt die Gemeinschaftsräume und die Badezimmer. Die sind gemeinschaftlich, was echt nervig sein kann, wenn man seine Ruhe haben möchte. Ich bin nur für mein Zimmer und die Gemeinschaftsküche verantwortlich, deshalb sieht es da auch nicht immer aufgeräumt aus. Für das alles zahle ich aber nur rund 200€ Miete.

Vorne im Treppenhaus hängt ein kleiner Essensplan. Heute gibt's ‚Tomatencremesuppe, Kartoffeln mit Schweinebraten und Brokkoli‘, wenn sich vier Bewohner eintragen, kocht unsere Haushälterin. Das kostet 3,50€ mit Nachttisch und ist somit echt eine günstige Alternative zur Mensa. Nach dem Mittagessen sitzen wir oft vorm TV und es läuft sowas wie ‚Bares für Rares‘ oder ‚die Küchenschlacht‘: Das macht immer viel Spaß!



© Svenja Friedrichs

Nach dem gemeinsamen Essen schauen die Verbindungsstudenten hier die TV-Show wie Bares für Rares.

Die ungeräumte Hoffnung

Mehr als zwei Jahre haben Klimaaktivist*innen in Lützerath ihre Utopie einer solidarischen Gemeinschaft geschaffen – immer im Wissen, dass die Siedlung abgerissen werden sollte. Was bedeutet ihnen dieser Ort?

Text: Antonia Leutloff



Das Schild mit der Aufschrift „Weg der Radikalisierung“ steht am Rand von Lützerath, nur einen Steinwurf von der Grubenkante entfernt.

Neben dem Trampelpfad von Lützerath Richtung Kohlegrube steckt ein gelbes Holzschild schief in einem Erdhügel. „Weg der Radikalisierung“ steht dort geschrieben. Wenige Schritte später tut sich vor dir das grau-braune Loch auf, das den Horizont aufzufressen scheint. Mit dem metallischen Kreischen des Baggers im Ohr, wird deutlich, was mit dem Schild gemeint ist: Hier stehst Du vor einer der Hauptursachen der Klimakrise. Und: Dieser Anblick verändert Dich.

Eigentlich ist die Lage spätestens seit dem 4. Oktober 2022 klar – die Siedlung Lützerath im Rheinischen Braunkohlerevier soll von der Erdoberfläche verschwinden, verschluckt vom Tagebau Garzweiler 2. Der Energiekonzern RWE möchte die schätzungsweise 100 bis 280 Millionen Tonnen Braunkohle unter Lützerath abbauen. Doch mehr als 200 Klimaaktivist*innen woh-

nen hier weiterhin, in Baumhäusern, Holzhütten und verlassenen Häusern. Was sie hält: der Glaube an die kollektiv geschaffene Utopie einer hierarchiekritischen Gemeinschaft ohne Tauschlogik, die seit 2020 in Lützerath gelebt wird. Und die Hoffnung, die Zerstörung dieses Ortes doch noch aufhalten zu können.

„Es geht mir gerade so gut hier, dass ich jede freie Minute hier verbringen will“, sagt Elfi, Mitglied im Presseteam und seit einem Jahr Teilzeit-Lützeratherin. Die Herbstsonne an diesem Novembertag bescheint die mit Parolen und Bildern bemalten Baumhäuser, die die Zeltwiese umgeben. Ein Mann hackt Feuerholz, ein anderer fährt auf einem Einrad in Richtung der Grube, aus der man einen Bagger sein Werk verrichten hören kann, wie eine leise Drohung. Elfi ist funktional mit Jeans und Wanderschuhen bekleidet, unter ihrem roten Beanie schauen die mittelbraunen, schulterlangen Haare hervor. Sie zeigt auf ein rundes Zelt mittig auf der Wiese. „Das ist das Zirkuszelt. Da haben wir drei Mal die Woche Dorfplenum, wo alle wichtigen Anliegen besprochen und entschieden werden. Alle dürfen teilnehmen, auch Gäst*innen, und alle können sich einbringen.“ Ihr anderes Leben, das außerhalb von Lützerath, sei ein typisches Studi-Leben in einer Großstadt mit Mini-Job und WG-Zimmer, erzählt sie: „Mein anderer Alltag funktioniert viel in Schichtplänen, starrer Planung, Zuständigkeiten. Hier ist das nicht so und ich merke, dass es viel besser ist, wenn ich entscheiden kann ‘Was kann ich, was will ich lernen, worauf hab’ ich heute Lust?’ Das geht, weil sich die Menschen hier verantwortlich fühlen – füreinander und für das Dorf – und alle wissen, warum sie etwas machen. Ich bin hier einfach viel freier, was ich mit dem Tag machen kann.“

Wer macht eigentlich die Care-Arbeit?

Bleibt nicht oft die Arbeit an einzelnen Menschen hängen? „Ich habe die Erfahrung gemacht, dass ich keine halbe Stunde spülen kann, ohne dass nicht mindestens ein Mensch kommt und fragt, ob ich Hilfe oder eine Ablöse brauche. Ich freue mich auch jedes Mal, dass andere sehen, da arbeitet jemand länger und ich hab’ grade Zeit zu helfen. Allgemein wird ja grade viel



Der Kohlebagger stand im Herbst 2022 schon kurz vor den Toren Lützeraths

diskutiert: Wer macht eigentlich die Care-Arbeit? Macht das irgendjemand freiwillig?“ Sie breitet die Arme aus und nickt „Ja! Was wir schon alles auf die Beine gestellt haben: Bildungswochen, Festivals, Demos. Hier findet sich immer wer. Seit 2 Jahren wird hier täglich und kostenlos für alle gekocht, sich umeinander gekümmert und Kompostklos geputzt.“ Obwohl Putzen hier vielleicht etwas euphemistisch klingt: Die „Shit Brigade“, wie der Putztrupp genannt wird, muss einmal täglich die Regentonnen und Kanister, in denen Urin und Kot getrennt voneinander gesammelt werden, wegtragen, ausleeren und neue Kanister in den aus Pressholz gezimmerten Kabinen anschließen.

Es geht um Klimagerechtigkeit

Der Rest des Dorfes erstreckt sich über eine weitere Zeltwiese, einem Wäldchen voller Baumhäuser und einigen Häusern und Scheunen, die noch nicht von RWE abgerissen wurden und die einen neuen Zweck als Unterkunft, Gemeinschaftsküche, Skatepark oder Atelier erhalten haben. Am Dorfrand nahe der Kohlegrube befinden sich die Zelte der Mahnwache, in denen Kaffee, Tee und vor der Mülltonne geretteten Snacks auf Bierzeltgarnituren bereitstehen. Es schlendern Aktivist*innen vorbei, um sich einen Kaffee mit an die Kante zu nehmen. Tagestourist*innen, die vor allem auf Fahrrädern zum Dorf kommen, schauen sich die vielseitigen Infomaterialien an, die rund um und in der Mahnwache an Pinnwänden und auf Tischen ausgestellt sind. Hier wird die Position der Klimaaktivist*innen

deutlich: „Wenn Lützerath fällt, verfehlt Deutschland deutlich seine Klimaziele“ und „Es geht im Kampf um Lützerath um so viel mehr als deutsche Emissionsreduktionsziele und die Verteidigung eines Dorfes. Es geht um Klimagerechtigkeit.“

„Wo jeder einzelne wichtig ist“

Doch manche Besucher*innen bleiben auch spontan. So wie Lupine, der*die anonym bleiben möchte. Lupine wollte eigentlich nur einige Tage bei der kollektiven, also gemeinschaftlich betriebenen Landwirtschaft mit anpacken. Spontan entschloss sich Lupine, in Lützerath zu bleiben, solange es geht. „Ich fühle mich hier so wohl, wie an schon lange keinem Ort mehr. Es ist für mich einfach dieses Leben in einer sehr offenen, freien Gemeinschaft. Wo es natürlich Absprachen gibt, wo auf die Gemeinschaft und auch auf das Individuelle Wert gelegt wird, wo Menschen ganz einfühlsam und aufmerksam miteinander umgehen, wo jeder Einzelne einfach auch wichtig ist. Wo gefragt wird ‚Wie fühlst du dich? Brauchst du Support?’ Und es funktioniert halt auch so, ohne irgendwelche Regeln und Hausordnungen, wo gesagt wird ‚Jetzt halt dich daran, oder du fliegst raus!’“

„Ich darf ja nicht aufgeben“

Lupine zeigt den Acker der kollektiven Landwirtschaft – KoLaWi genannt –, einen Steinwurf von der Mahnwache auf einem der Lützerath umgebenden Felder. „Ich hab’ selten um die Jahreszeit noch so schöne

Freilandpflanzen gesehen. Das sind einfach die milden Temperaturen hier im Rheinland und die außergewöhnlich guten Böden. Deshalb ist diese Region halt auch besonders wertvoll für die Landwirtschaft“, schwärmt Lupine. Lupine zeigt begeistert die Zucchini- und Tomatenpflanzen, den Spinat und die Kürbisse. Weiter hinten wächst noch Wintergemüse. Am Wegesrand stehen Gewürzsträucher unter improvisierten Mini-Gewächshäusern aus Fensterscheiben. Lupine deutet auf die abgeernteten Beete, im Hintergrund schaufelt ein Kohlebagger quadratmeterweise Boden weg. „Dann wäre jetzt eigentlich die Zeit eine Gründung auszubringen, um den Boden wieder fürs nächste Jahr vorzubereiten. Aber wer weiß, ob sich das lohnt, ist ja auch wertvolles Saatgut.“ Lupine hält kurz inne, fügt

dann hinzu: „Aber so will ich gar nicht denken, mit der Energie will ich da gar nicht rangehen, ich darf ja nicht aufgeben.“ Aufgeben will hier niemand. Die Aktivist*innen wollen die Räumung des Dorfes mindestens bis Ende Februar verhindern. Dann wäre Lützerath vermutlich für ein weiteres halbes Jahr sicher, weil die Bäume aus Natur- und Artenschutzgründen nach dem 1. März nicht gerodet werden dürfen. Bis dahin bauen die Aktivist*innen weiter Baumhäuser und Gerüste, die sie mit ihren Körpern besetzen können, wenn die Polizei wie angekündigt am 14. Januar zur Räumung anrücken wird.

Die Namen der Protagonist*innen wurden geändert.



Am Baumhaus hängt ein Banner mit der Aufschrift: „Das ist keine Waldrodung, das ist 'ne Weltrodung“



Für die neuen Bewohner*innen ist Lützerath ein Ort, an dem sie sich frei fühlen.



Zwei Menschen vor der Kohlegrube. Das gelbe Kreuz ist ein Symbol des Widerstands gegen die Zerstörung von Dörfern.

„Du schwimmst nicht nur in der gleichen Suppe“

Max, 23, lebt in der Studentenverbindung Markomannia. Im Gespräch erzählt er über Bierväter und Zipfel, Seelsorge im Haus und nervige Verbindungs-Klischees.

Text: Tom Brieden

Max ist 23, wohnt in Münster und ist überzeugter Verbindungsstudent der Markomannia, die mit über 500 Mitgliedern zu den größten Studentenverbindungen Deutschlands zählt. Dies spürt man bereits, wenn man nach dem Eingangsbereich das Billard-Zimmer betritt und auf hunderte kleine schwarze Bilderrahmen, eine Ahnengalerie, blickt.

Für Max zählt die Tradition und der Zusammenhalt. Auch in einer Zeit, in der Kritik wächst und das öffentliche Ansehen von Studentenverbindungen schrumpft. Der gebürtige Lippstädter zog im Sommer 2019 nach Münster, um Politik und Recht zu studieren. Dieses Jahr schrieb er seine Bachelorarbeit über die Bedeutung des artikulierten Volkswillens im britischen Verfassungsrecht. Im kommenden Semester möchte er Jura studieren.

Bevor wir mit dem Interview anfangen, führt Max mich durch sein Verbindungshaus und zeigt mir neben verschiedenen Räumlichkeiten, in welchem die Verbindungsstudenten sich zum Entspannen, Diskutieren oder Trinken treffen, eine Laterne in der hauseigenen Kneipe, welche früher zu einer bekannten münsterischen Kneipe gehörte und im Zuge einer Versteigerung den Weg in die Verbindung gefunden hatte.

Wie war dein Weg in die Verbindung, in der du heute Mitglied bist?

Ich bin erst in eine normale WG in Münster gezogen. Durch einen Freund, der bereits Mitglied der Markomannia war, lernte ich sehr früh andere Verbindungsmitglieder kennen, mit denen ich mich auf Anhieb super verstand. Da man als Mitglied nicht in der Verbindung wohnen muss, ging der Rest recht schnell. Aus meiner Heimat war ich bereits mit dem Vereinscharakter vertraut. Von klein auf spielte ich Fußball im Sportverein und übernahm auch mit der Zeit Aufgaben im Trainerteam. Mit 16 trat ich in den Schützenverein ein und übernahm auch dort mit der Betreuung der



Max ist seit mehr als dreieinhalb Jahren Mitglied der Markomannia., 2. In der Hauskneipe der Verbindung hängt die Laterne der Kultkneipe Destille. Die Verbindung hatte sie ersteigert., 3. massive Ledercouches und der goldene Zirkel der Makromannia schmücken das Wohnzimmer.

Jungschützen Verantwortung. Diese sind gerade erst in den Verein eingetreten und müssen sich erst mal zurechtfinden, wobei ich ihnen helfe. Auch politisch habe ich bereits zwischen 16 und 17 angefangen, mich zu engagieren und trat in die Junge Union ein. Später gehörte ich auch als Schriftführer zum Vorstand der CDU in meinem Ort. Vielen, denen so eine Erfahrung fehlt, schrecken schnell zurück, wenn es darum geht, Verantwortung für etwas zu übernehmen. Die Erkenntnis, dass eine Verbindung etwas mehr als so ein Verein ist, kam mir erst mit der Zeit.

Kannst du 3 Worte nennen, die dein Leben in der Verbindung beschreiben?

Freundschaft, Wissenschaft und Religion. Durch die Verbindung verbringen wir viel Zeit miteinander. Das führt zu intensiven Freundschaften. Klar versteht man sich in Verbindungen, die so groß sind wie unsere, nicht mit jedem gleich gut. Ich würde sagen, dass etwa 3/4 meiner engeren Freunde aus der Verbindung kommen.

Mit fünf bis sechs davon habe ich auch in der Freizeit eine enge Freundschaft. Trotzdem hat man zu allen ein gutes Verhältnis.

Genauso ist das im Studium, um zum Prinzip der Wissenschaft zu kommen. Wir unterstützen uns gegenseitig. Ich habe meine Kommilitonen, Leute, die ein paar Semester über mir sind und natürlich auch solche, die etwas ganz anderes studieren als man selbst. Dadurch gibt es ständig einen gemischten Austausch. Du schwimmst nicht nur in der gleichen Suppe. In der Verbindung gibt es außerdem einige Priester, also Verbindungsmitglieder, die Theologie studieren oder studiert haben. Wir haben also eine Art von Seelsorge innerhalb der Verbindung. Für mich ist der Glaube eine persönliche Sache, der in manchen Lebensabschnitten mal stärker und mal schwächer ist. Das vereint uns in der Verbindung. Wir halten an ihm fest und besuchen gemeinsam auch regelmäßig Messen oder religiöse Veranstaltungen.

Wie stehst du zu Tradition und inwiefern spiegelt sich das in der Verbindung wider?

Mir ist Tradition sehr wichtig. Sie stiftet Zusammenhalt und gibt uns in der gesamten Verbindungsszene eine kollektive Identität. Obwohl hier jeder eine unterschiedliche Vergangenheit hat, hat man irgendwo gemeinsame Wurzeln, die einen Anknüpfungspunkt und eine Ebene des Austauschs bieten.

Erkundigt man sich über Studentenverbindungen, fallen einem schnell Formulierungen ins Auge wie „unpolitische, dennoch rechte Männerbunde, bekannt für Alkoholexzesse und erniedrigende Aufnahme rituale.“ Wie, findest du, werden Studentenverbindungen von außen wahrgenommen?

Das öffentliche Bild ist schlecht und es gibt auch definitiv Punkte, die man kritisch sehen kann. Ich denke jedoch, das liegt größtenteils daran, dass die Verbindungsszene nicht so vielseitig wahrgenommen wird, wie sie ist. Für viele sind alle Verbindungen Burschenschaften und alle Burschenschaften sind rechts. Im Gegensatz zu einem Teil der Burschenschaften sind die meisten Verbindungen politisch neutral, definieren sich anders als über politische Prinzipien und wollen ihre Mitglieder auch nicht politisch prägen. Auch ich habe bereits die Erfahrung von Vorurteilen mir gegenüber machen müssen. Als ich mich während der Pandemie als Mentor melden wollte, um Erstis unseren Studiengang und Münster näherzubringen, wurde ich abgelehnt, da ich Verbindungsstudent bin und ja sowieso nur Mitglieder anwerben wollte. Daraufhin habe ich die Organisatoren kontaktiert und sie eingeladen, sich ein eigenes Bild der Verbindung zu machen. Was mich dabei am meisten gestört hat, ist, dass meine Einladung ausgeschlagen wurde. Man wollte sich kein



Eine Laterne mit viel Geschichte: aus der Kultkneipe Destille zur Hauskneipe der Verbindung.

eigenes Bild von uns machen. Alkohol bzw. Bier und traditionelle Rituale sind in einer Hinsicht eben ein Teil, der zu Verbindungen gehört. In meiner Verbindung kann man aber nicht von Alkoholexzessen sprechen. Bei unserem Aufnahme ritual stößt man eben am Ende mit einem Bier an. So ist es Tradition und ich finde nicht, dass man das Nötigung oder Alkoholmissbrauch nennen kann. Dennoch gibt es Verbindungen, wo sowas stattfindet und ältere Mitglieder das hierarchische System ausnutzen. Sowas ist definitiv kritisch zu sehen.

Hattest du denn selbst Vorurteile gegenüber der Verbindung?

Nein, das lag aber vielleicht auch daran, dass ich, bevor ich im studentischen Milieu in Münster angekommen war, bereits Studentenverbindungen kennengelernt habe. Durch den anfangs erwähnten Freund besuchte ich im Sommer das Ferienprogramm der

Markomania, wo wir beispielsweise Kegeln waren oder im Garten Fußball gespielt haben und ich viele Verbindungsmitglieder kennenlernte. So konnte ich mir ein eigenes Bild machen.

Wie würdest du die Beziehung untereinander in der Verbindung beschreiben?

Das ist sehr unterschiedlich, man versteht sich natürlich mit manchen besser als mit anderen. Aber es gibt Termine, die kannst du dir für die nächsten 10 Jahre im Kalender eintragen, weil sie immer am selben Tag stattfinden. Da trifft man eben auch Leute, wir nennen sie Alte Herren, also ehemalige aktive Mitglieder. Die waren 30 Jahre nicht da und ticken ganz anders als du, aber man hat trotzdem eine gemeinsame Ebene. Jeder war zu einem Zeitpunkt aktiv in der Verbindung, hat hier studiert, hat in dem Haus gewohnt. Das ist eine Art kollektive Erfahrung.

Am Ende zeigt mir Max seine Zipfel. Es gibt Freundschaftszipfel, auch bekannt als Weinzipfel. Diese tauscht man mit besonders guten Freunden bei einer besonderen Zeremonie aus. Max hat Acht davon und trägt sie bei Anlässen an der Gürteltasche. Er zeigt mir außerdem seinen Leibzipfel, auch bekannt als Bierzipfel, welcher die Verbindung repräsentieren soll. Den bekommt man von seinem Mentor, auch Biervater genannt, am Anfang überreicht. Typischerweise mit einem kleinen Notgroschen, damals für die Telefonzelle, heute wohl eher als Symbol der Fürsorge und der Freundschaft.



Massive Ledercouches und der goldene Zirkel der Markomania schmücken das Wohnzimmer

Das Glück des Einsiedlers

Zusammen ist immer besser als alleine zu sein? Nicht immer. Warum das selbstgewählte Alleinsein nichts mit Einsamkeit zu tun hat.

Text: Luca Jonjic

Der Zeit, die man allein verbringt, haftet ein Vorurteil an: Menschen, die man allein essen, spazieren, im Theater sitzen oder Sport machen sieht, sind introvertiert, schüchtern, Eigenbrötler und Außenseiter – Menschen, die allein Zeit verbringen, sind einsam. Dabei kann die Zeit allein ein Segen sein. Ich komme in meine Wohnung und begrüße durch die geschlossenen Zimmertüren meine Mitbewohnerinnen. Alle drei sind zuhause, das erkenne ich an einem sonoren „Heeey“ aus ihren Zimmern. Ich freue mich. Das Gefühl, heimzukommen und nicht allein zu sein, ist schön – einerseits. Andererseits bin ich seit 8 Uhr auf den Beinen, habe vier Seminare, zwei Gruppenarbeiten und eine Nachmittagschicht im Marketing-Büro hinter mir. Ich brauche Ruhe, muss herunterfahren. Ich lege meine Sachen ab und gehe wieder raus. Spazieren hilft mir, meinen Kopf auszuschalten und das Gefühl zu bekommen, Zeit für mich zu haben. Auf meinem Handy erscheint eine Benachrichtigung: „Heute Abend feiern, bist du am Start?“. An solchen Tagen fühle ich mich wie ein Einsiedler, ironischerweise, denn ich habe den ganzen Tag mit anderen Menschen verbracht. Und trotzdem: Absagen zieht bei meinem Kumpel nicht, er fühlt sich abgelehnt. Wie kann ich die Zeit allein der Zeit mit ihm und den anderen vorziehen? Bin ich jetzt antisozial? Arthur Schopenhauer schrieb, in der Einsamkeit liege Freiheit. Nur in ihr könne jeder Mensch er selbst sein. Das klingt idealistisch, und wieder einmal, durchaus abweisend. Womöglich liegt das daran, dass zu dieser Freiheit der Einsamkeit der Luxus gehört, sich auszusuchen, ob man nun für sich oder mit anderen sein möchte. Den Luxus, zu wählen, haben nicht alle. Und ist Freiheit ohne eine Wahl noch Freiheit?

In der Forschung gibt es keine systematische, durchaus aber eine praktische Differenzierung von Einsamkeit und Alleinsein. Einsamkeit beeinträchtigt die mentale und physische Gesundheit. Allein sein hingegen hat in der Kognitions- und Sozialforschung durchaus positive Charakteristika: Bewusst und nach eigener Wahl allein zu sein, fördert Kreativität und Produktivität, unterstützt Achtsamkeit und sorgt für innere Ruhe, beispielsweise nach einem vollen Arbeitstag oder nach einem von Trubel erfüllten Familienwochenende – für

manche ist Letzteres noch fordernder. In einer Umfrage des BBC definierte die Mehrzahl der Befragten jene Aktivitäten als am beruhigendsten, die sie alleine unternehmen. Allein sein und einsam sein sind also zwei verschiedene Dinge, so weit, so nachvollziehbar. Dennoch ist der Zusammenhang beider nicht zu leugnen, denn wenn das Alleinsein von einer Entscheidung zu einer auferlegten Strafe wird, ist die Einsamkeit nicht mehr weit entfernt. Nicht grundlos zählt die erzwungene Isolation als eine Form der sogenannten Weißen Folter, also jene, die nicht den Körper, sondern die Psyche quält. Die Psychologie ist sich in einem Merkmal der Einsamkeit einig, nämlich dem, dass sie nicht zwangsläufig aus dem Alleinsein entsteht, jedoch entstehen kann, wenn die Zeit ohne andere Menschen zum Zwang oder zur Gewohnheit wird. Das Gefühl, von anderen ausgeschlossen zu werden, kann krank machen. Die Intensität dieses Gefühls und die Anfälligkeit für Einsamkeit ist laut Forschung sowohl genetisch als auch sozialpsychologisch bedingt. Doch auch die Sozialisation und die Macht der Gewohnheit spielen eine entscheidende Rolle: Wer lernt, sich vor den Unsicherheiten und Turbulenzen sozialer Interaktionen in die sichere Behausung der Abgeschiedenheit zurückzuziehen, der kann sich schnell daran gewöhnen. Er oder sie ist dann zwar sicher vor den Unwägbarkeiten da draußen, allerdings gibt er oder sie sich dem hin, was eben da drinnen lauert: der Einsamkeit. Neben der Einsamkeit während des Alleinseins gibt es aber noch eine zweite Form, die beinahe vergessen wird, was nicht zuletzt dazu führt, dass Alleinsein und Einsamkeit noch immer so oft gleichgesetzt werden. Denn man kann sich auch inmitten einer Menschenmenge einsam fühlen.

Beziehungen, ob romantisch oder platonisch, können dem Gefühl innerer Ausgeschlossenheit entgegenwirken. Sie sind aber kein Allheilmittel, denn Einsamkeit ist, so Martin Hautzinger von der Universität Tübingen, ein psychologisches, kein soziales Phänomen. Dass wir uns auch einsam fühlen können, wenn wir nicht allein sind, zeigt uns die Wissenschaft, aber auch unsere ganz eigenen Alltagserfahrungen: Jeder kennt das Gefühl, sich in einer Gruppe von Freundinnen und



Unser Autor Luca Jonjic ist gern mit Menschen zusammen, aber auch nur mit sich.

Freunden unverstanden oder sich im Job unwohl zu fühlen, da man mit den Kolleginnen und Kollegen nicht gut anbandelt oder, wie es in Filmen karikiert wird: das berüchtigte fünfte Rad am Wagen zu sein. Das muss nicht einmal daran liegen, dass man nicht gemocht oder ausgeschlossen wird. Einsamkeit bahnt sich vor allem ihren Weg, wenn das Bedürfnis der Nähe nicht erfüllt wird, womit selten die räumliche Nähe allein gemeint ist. Die Autorin Kira Asatryan befasst sich in ihrem Buch *Stop Being Lonely: Three Simple Steps to Developing Close Friendships and Deep Relationships* mit dem Bedürfnis der Nähe, für das viele die romantisierte und vergleichsweise leichte Therapie der schnellen Beziehung nutzen. Sie stürzen sich Hals über Kopf in eine Beziehung, die das Gefühl der Einsamkeit im Keim erstickt, es nicht zulässt ... und dabei aber auch jegliches Bedürfnis des Alleinseins vergisst und verdrängt, bis dieses sich so weit verringert, dass aus dem Bedürfnis eine Qual wird, die es zu umgehen gilt, so die Autorin. Viele dieser Menschen verlieren die Fähigkeit, allein zu sein, und damit auch eines der wichtigsten Werkzeuge, um den Geist zu beruhigen und einen besseren Zugang zu sich selbst zu finden. Asatryan verdeutlicht in ihrem Buch sogar, dass bewusstes Alleinsein eine Methode sein kann, sich gegen künftige Wellen der Einsamkeit zu rüsten. Noch oft werden Alleinsein und Einsamkeit gleichgesetzt oder verwechselt. Es sind zwei Phänomene mit derselben äußeren Erscheinung,

jedoch bedeutend unterschiedlichen inneren Mechanismen und Gründen. Hannah Arendt betont mit gutem Grund, dass ich, obwohl ich allein bin, dennoch mit jemandem zusammen bin: mit mir selbst. Einsamkeit kann auftreten, ganz gleich ob man allein oder zusammen ist, ob man viele Freunde oder Freundinnen hat oder wenige, sie kann jeden treffen und hängt mit physischen und psychischen Erkrankungen zusammen – als Ursache wie auch als Folge. Alleinsein hingegen kann heilend wirken. Es kann den Fokus zurück auf das lenken, was möglicherweise aus den Augen verloren wurde. Es kann Stress reduzieren und Überforderung vorbeugen. Es kann sogar den Dämon der Einsamkeit zähmen, wenn man sich traut, ab und an auf eigene Wahl allein zu sein und so zu üben, sich mit sich selbst zu beschäftigen, das Risiko zu wagen, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen, die Zeit allein ja vielleicht sogar zu genießen und schätzen zu wissen. Und aus diesem neu gewonnenen Fokus und der aufgeladenen Energie mit neuem Schwung in soziale Interaktion zu treten. Denn wenn ich die innere Kraft habe, zu einem Treffen nein zu sagen, dann finde ich bei Zeiten unter günstigen Umständen umso größere Erfüllung im nächsten „Ja!“.

Vielleicht ist das die Freiheit, von der Schopenhauer sprach.

Das Heim, mein neues Zuhause

Ihre Eltern waren nie da, alkoholkrank oder sind einfach abgehauen: Armend (16) und Bymbaa (13) erzählen, wie es ist, im Kinderheim aufzuwachsen.

Text: Pia Brauneis und Timothy Merker

Das große Haus sieht von außen unscheinbar aus. Nur die vielen Namen an der Klingel lassen erahnen, dass es sich nicht um eines der vielen Familienhäuser handelt. In der St. Mauritz Kinder- und Jugendhilfe, gegründet 1842, leben derzeit 207 Kinder, Jugendliche und Familien. In einer Außenwohngruppe lebt Armend. Manche Türen werden von den auf Papier gedruckten Flaggen der Herkunftsländer der Bewohner geschmückt. Die Küche, gleichzeitig Esszimmer und Wohnraum, ist groß, spärlich eingerichtet, aber gemütlich. Blaue Küche in Form mit Tresen, in der linken Ecke des Raumes steht ein roter Ohrensessel, daneben ein Sideboard mit ein paar Büchern. An einer Lampe hängen unzählige Fotos der Bewohner und Betreuer, Armend sitzt an dem großen Esstisch aus Holz, die Beine übereinander geschlagen, das Handy weit weggeschoben und schaut mit kleinen, müden Augen.

„Für mich ist das schon sehr komisch, dass die anderen Kinder aus der Schule wieder nach Hause zu ihren Eltern fahren und ich ins Jugendheim“, sagt Armend. Zu wissen, dass er anders lebt als viele andere, findet er eigenartig. Seit 10 Jahren lebt er im Heim, heute in einer Außenwohngruppe für unbegleitete minderjährige Ausländer, die 2016 gegründet wurde. Er selbst wurde in Deutschland geboren, da aber seine Eltern aus dem heutigen Kosovo kamen, wurde er hier untergebracht.

Er kann sich noch erinnern, wie er dort hinkam. Erst blieb er im Leuchtturm, der Notaufnahmegruppe. „Meine Mutter ist abends einkaufen gegangen und nicht wiedergekommen, sondern zu ihrem Freund gefahren.“ Armend war damals sechs Jahre alt. „Keine Ahnung, wann die sich dann wieder gemeldet hat. Hat auf jeden Fall Wochen gedauert. Von der Zeit vor dem Kinderheim weiß ich überhaupt nichts mehr, die Ärzte haben gesagt, dass ich ein Kindheitstrauma habe. Zu meiner Mutter habe ich heute wenig, zu meinem Vater gar keinen Kontakt. Der hatte immer Gründe, um mich nicht zu besuchen. Jetzt will ich das auch gar nicht mehr.“ Eine Therapie schließt Armend nicht ab, das Heim ist damit einverstanden.

47.523 Kinder und Jugendliche wurden vom Jugendamt in Deutschland 2021 aufgrund einer akuten, sie gefährdenden Situation aus ihrem Zuhause geholt. In den letzten zehn Jahren stieg die Zahl um 30 Prozent an. Etwa ein Drittel dieser Kinder können nicht wieder nach Hause. Sie werden dann unter anderem in Heimen untergebracht. Auch Armend wird bis zu seinem 18. Geburtstag im Kinderheim leben.

„Am Anfang kommt man hier sehr langsam rein, da gibt es kein Begrüßungsritual. Das findet man irgendwie alleine raus. Aber dass mich die anderen wie ein Familienmitglied behandelt haben, hat es mir leichter gemacht“, erzählt er.

„Am Anfang hatte ich sehr viel Heimweh und wollte wieder zurück zu meinen Eltern, aber dann wusste ich irgendwann, dass es hier besser für mich ist“, erzählt Bymbaa, die erst seit einem Jahr im Heim wohnt. Vor sechs Jahren zog sie gemeinsam mit ihren Eltern aus der Mongolei nach Münster. Der Familienhilfe fiel bei einem Termin auf, dass die Eltern getrunken haben. Direkt nimmt sie Bymbaa mit auf einen Spaziergang. „Ich sollte dann in die Wohnung zurück und Sachen für zwei Tage packen. Ich hab nur wenig mitgenommen. Dann bin ich zu der Frau ins Auto gestiegen und ins Kinderheim gefahren. Ich dachte immer, dass es so was nur in Filmen gibt.“

Dass es von nun an komplett anders werden würde, denkt sie nicht. „Irgendwann hab' ich verstanden, dass ich länger als ein paar Tage bleibe. Als ich auf dem Weg zum Bus ein Schild gesehen habe, auf dem „Kinderheim“ stand, habe ich das erst so richtig verstanden. Erstmal fühlte ich mich voll verarscht.“

In ihrer ersten Wohngruppe fühlt sich Bymbaa nicht wohl. „Es war dort immer sehr laut, manche sind gegenüber den Betreuer*innen gewalttätig geworden, andere haben dort mit ihren 11 Jahren schon Alkohol getrunken. Manche haben sich selbst verletzt, sind abgehauen.“ So ging es für ein Jahr. Sie wechselt die Gruppe, fühlt sich heute wohler. Ihre Familie sieht sie



alle zwei Wochen. Eine Therapie hat sie nicht abgeschlossen: „Das war gar nichts für mich“.

Dass es für sie jetzt besser ist, merkt sie besonders, wenn sie an ihre alte Wohnung denkt. Überall kaputte Glasscherben, immer betrunkene Menschen in den Fluren des Wohngebäudes, Drogen. „Das Schlimmste war, wenn sich irgendwelche Leute im Flur geschlagen haben. Einmal hat ein Mann mit einem Messer in die Tür gestochen.“

Trotz, oder gerade wegen solcher Schicksale, engagieren sich alle der Gruppe stark ehrenamtlich. Armend erzählt vom Klara Stift, vom Altenheim oder Nikoläuse in der Nachbarschaft verteilen – sie versuchen der Gesellschaft viel zurückzugeben. Das würde er sich auch von anderen wünschen. Sie bemühen sich Vorurteile zu korrigieren, wie Martin erzählt: „Vor unserer heutigen Gruppe war hier eine Intensivwohngruppe drin, die mit allen Nachbarn im Clinch lag. Die hatten echt ein paar Härtefälle, die oben auf dem Dach gesessen und Steine geschmissen haben, also so das Klischee von Kinderheimen. Es war schon viel harte Arbeit. Einmal, weil es ein Kinderheim ist und dann auch noch ein ganzer Haufen Flüchtlinge.“

Gemeinsames Kartenspielen bei schlechtem Wetter auf Norderney.



© Martin Giebler

Auch in der Schule gibt es Vorurteile: „Früher wurde ich beleidigt, ‘scheiß Kinderheimkind’ oder so. Das war schon sehr verletzend“, berichtet Armend. „Dabei wissen die meisten Leute gar nicht, wie das im Jugendheim ist.“

Die Jugendlichen untereinander verstehen sich gut, schauen Filme zusammen, teilen einen Alltag. Armend ist von dem respektvollen Umgang untereinander sehr angetan: „Das ist keine Wohngruppe für mich, sondern Familie.“ Aber auch Konflikte gehören zum Zusammenleben. „Wir hatten es auch mal, dass sich Jugendliche für 3 Monate nicht angeguckt haben, weil sie aufgrund ihrer unterschiedlichen Kulturkreise den Ehrbegriff verschieden auffassen. Was ich bis heute verwunderlich finde, ist, dass bei allen zwar Trauma- und Fluchterfahrungen Thema sind, viele Schlafprobleme haben und sie das zwar mit uns besprechen, aber nicht untereinander“, berichtet Martin, Betreuer und Mitgründer der Gruppe.

Unter Bymbaas Freunden wissen alle Bescheid, für die meisten war das keine große Sache: „‘Du tust mir leid’, haben manche gesagt.“



In dem eigenen Ferienhaus der St. Mauritz Kinder- und Jugendhilfe auf Norderney.

Auch Armend geht gegenüber seinen Freunden offen mit seinem Wohnort um. Einige haben ihn dort schon besucht, auch Übernachtungen kommen vor.

Zwischen Betreuer*innen und Bewohner*innen kommt es nur selten zum Streit. Selbstbestimmung der Kinder ist für das Jugendheim sehr wichtig, auch wenn das nicht Konfliktfreiheit bedeutet. „Einmal bin ich so wütend geworden, dass ich eine Scheibe eingeschlagen habe. Da gab es viel Ärger, ich wurde direkt auf mein Zimmer geschickt. Ich war das Problemkind in der Gruppe, bin oft aus der Schule geflogen. Richtige Strafen gab es nicht. Eher so Medien- oder Handyverbot“, erzählt Armend von früher.

Schwieriger wird es bei Konflikten unter den Kindern oder wenn es, wie in einem Fall, zu sexuellen Handlungen zwischen ihnen kommt. Ein 13-Jähriger hatte Geschlechtsverkehr mit einer 12-Jährigen, die zusammen in einer Wohngruppe lebten. „Wie halb freiwillig

das war, lässt sich im Nachhinein schwer feststellen“, so Martin Kohlen, Bereichsleiter der Einrichtung. Woher diese Verhaltensweise kommt? „Schwer zu sagen. Möglicherweise der Ausdruck von Gewalterfahrungen.“ In diesem Fall habe man nach mehreren Gesprächskreisen unter den Mitarbeiter*innen entschieden, die Kinder dauerhaft zu trennen.

Ob wir als Gesellschaft etwas im Umgang mit Kindern und Jugendlichen besser machen können? „Leider wird oft vergessen, das Kind zu fragen, was es eigentlich möchte“, so Martin. „Ich würde mir wünschen, dass man uns mehr zuhört und sich auch in unsere Rollen versetzt“, findet Armend. „Viele können das nicht.“

„Sitz mal 12 Stunden irgendwo, lass dich beleidigen und frier dir den Arsch ab!“

Wie fühlt es sich an, wenn man kein Zuhause hat? Zegge, 31, lebt seit 18 Jahren auf Münsters Straßen. Er spricht über ignorante Menschen, die ihm schimmliges Brot schenken und hilfsbereite Medizinerinnen, die ihn kostenlos versorgen.

Text: Pia Brauneis und Timothy Merker

„Ey, Zegge! Noch 15 Euro für den Schlafsack!“ Zwei Männer nicken sich zu und klopfen sich auf die Schulter. Die beiden laufen auf den Münsteraner Hauptbahnhof zu. Der eine trägt einen großen Rucksack, Stefan hält eine Zigarette in seiner Hand, sie ist angeschwollen und übersät von offenen Wunden. Stefan, von allen aber nur „Zegge“ genannt, trägt eine verschlissene Lederjacke, eine Cappy, hat schulterlanges Haar. Ein Ohring, der aus mehreren großen Karabinern besteht, fällt ins Auge. Er zündet eine neue Zigarette an und beginnt zu erzählen:

„Ich hatte ein verflucht liebevolles Elternhaus. Mein Vater, der erste Ehemann meiner Mutter – ein Vollarsch, hat die ganze Familie vermöbelt. Der Stiefvater, der zweite Ehemann, nur noch ´n ein Drittel Vollarsch, weil er nur noch mir was auf die Fresse gehauen hat und nicht mehr meinen anderen beiden Geschwistern. Am Anfang war das Leben auf der Straße einfacher als gedacht. Ich bin nach Rheine gefahren damals und ich wusste, wo die Punks unter der Brücke rumlungern. Die haben mir geholfen in der Anfangszeit. Gezeigt, wo ich ´n Schlafsack herkrieg, da war ich 13. Ich war mal in der Jugendschutzgruppe in Hilstrup, jetzt habe ich aber lebenslanges Hausverbot in allen Wohngruppen. Ich sei ein schlechter Umgang, würde die anderen Kids zum Mitabhauen verleiten; bei der letzten hatte ich ein Fahrrad geklaut. Immer wenn ich in eine neue Wohngruppe gekommen bin, gab es ein Gespräch mit meinen Eltern. Da wurde es immer so dargestellt, als sei ich das Monster. Damit meine Eltern vor mir geschützt werden, konnte ich dann ausnahmsweise da bleiben. Ich bin schon ewig in Münster, die Sucht hält mich auch ziemlich gut hier – ich bin heroinabhängig seit ich 17 Jahre alt bin. Ich hab mit ein paar Junkies zusammen

gewohnt und gesehen, dass die morgens scheiße drauf waren und als die dann was genommen haben, waren das die glücklichsten Menschen der Welt. Und meine damalige Freundin hatte irgendwann eine Fehlgeburt und mein Gott ... dann hab' ich halt Vollgas gegeben. Diesen Sommer habe ich mich selber runterdosiert, weil ich nur noch am Fixen war und wie man an meinen Händen sieht, bekam mir das nicht ganz so gut. Keine Spritze mehr seit 9 Monaten. Die Umstellung war beschissen, zu der Zeit habe ich bei meinem Dealer gelebt. Ist krass, du bist genauso süchtig nach diesem Ritual des Aufkochens und des Piecks wie nach der Substanz selber. Mit Heroin fühlst du dich wie neu geboren. Keine Schmerzen mehr, keine seelischen Schmerzen, alle Probleme sind auf Abstand. Wenn mein bester Kumpel hier tot umfallen würde und ich hätte eine Dröhnung drin, wäre sein Tod mir erstmal egal. Ich hab es das erste Mal gemerkt, als ich im Knast war und meine Schwester zu der Zeit gestorben ist. Das ist ein himmelweiter Unterschied, ob du was drin hast oder nicht. Im Knast war ich von 2011 bis 2013: Wegen Schwarzfahren, Sachbeschädigung, Beamtenbeleidigung bis hin zu gefährlicher Körperverletzung. Und jetzt? Jetzt nur noch Schwarzfahren, ich mach so weiter, was bleibt mir anderes übrig? Ich find's einfach lächerlich, dafür so hart bestraft zu werden. Und wer ist der Einzige, der am Ende aufsteht für jemanden, der im Bus nicht gut stehen kann? Der Penner.

Ich sitze eigentlich immer in der Ludgeristraße zum Schnorren, die Nachbarn grüßen und unterstützen mich. Ich hab von einigen die Handynummer und Privatadresse, falls ich mal in Schwierigkeiten bin. Ich hab ´ne Mords-Unterstützung. Zwei Ärztinnen kommen sogar jede Woche vorbei und schauen sich meine Hän-

de an, bringen mir Antibiotika und Verbandszeug. Die Drogen zerstören meine Haut. Ein Sozialarbeiter hat mir neue Birkenstocklatschen gekauft. Ich hatte die Füße komplett kaputt, weil ich den ganzen Sommer nur in Wollsocken herumgelaufen bin. Es gibt Leute, die regelmäßig zum Reden vorbeikommen oder mir Klamotten geben. Das würde ich mir noch häufiger wünschen. Wenn die sich einmal an einen gewöhnt haben und du die überzeugt hast, dass du keine Gefahr, Bedrohung, kein Ladendieb oder sonst was bist, dann tragen die Dich auf Händen.

Beim Schnorren machst Du an ´nem guten Samstag, wenn du Glück hast, genug für den nächsten Sonntag gleich mit. Dein Gras, dein Alkohol, deine Zigaretten, dein Essen. Da hast du noch 35 für Sonntag und einen Fuffi für Samstag. Früher war das mehr – gerade ist Flaute, weil die ganzen Slowaken hier in der Stadt sind. Alle fünf Meter sitzt einer, die verkleiden sich als Krüppel und laufen auf Krücken rum. Klar, Migranten helfen ist schon richtig. Aber im Moment müssen wir drunter leiden und das ist nicht richtig. Uns hat man einfach zur Seite geschoben, als die Stadt voller wurde und wir stehen hier weiter auf dem Abstellgleis.

Die schlimmsten Sachen, die mir passiert sind? Normalerweise schlafe ich da bei Galeria Kaufhof, aber jetzt gibt's einen neuen Geschäftsführer und der hat meine Sachen einfach wegwerfen lassen, will keine Penner in seinem Haus haben. Meine Bücher, Regenschirm, Schlafsack, Pullover, Jacken – alles. Oder Leute treten deinen Becher um oder laufen drüber her. Oder ich krieg eine Tüte von einer alten Dame. Oben drauf ist eine Packung Kekse und unten drunter? Drei schimmelige Leib Brot. Oder jemand fragt: „Hast du Hunger?“ und gibt mir eine Tiefkühlfrühlingsrolle in die Hand. Daran merkst du halt, entweder die denken gar nicht nach oder die wollen dir so richtig einen reinwürgen und einen daran erinnern, wie tief man doch gesunken ist. Im Winter geht einem die Kälte tierisch auf den Sack. Morgens machst Du den Reißverschluss auf und es knallt Dir eine Kältewelle um die Ohren. Allein durch das Zittern bist Du abends schon wieder so k.o., dass Du wieder schlafen willst. Von wegen, die tun ja den ganzen Tag nichts, die können ja nicht müde sein – ja, sitz mal 12 Stunden irgendwo, lass dich beleidigen und frier dir den Arsch ab!

Ich kenne eigentlich keinen auf der Straße, der nicht irgendwie trinkt oder kiff. Minimum ist für mich eigentlich ein halbes Gramm Heroin pro Schuss. Viel ist das nicht, ich funktioniere damit gerade mal. Du musst ja dein ganzes Leben managen mit einem Minimum an Möglichkeiten, da würde ja jeder irgendwann einen Nervenzusammenbruch kriegen, also brauchst du irgendwas, was dich runterbringt, damit du nicht ständig Amok läufst oder in der Klapse sitzt oder gewalttätig wirst. Erst wenn Du dieselben Narben trägst wie ich, darfst Du über mich urteilen – denn wie es sich wirklich anfühlt, auf der Straße zu leben, das wissen die Wenigsten.“



Foto von Zegge: „Nur Lächeln kann ich nicht, dazu fehlen mir die Zähne.“

„Kein Küssen, kein Smalltalk. Es geht nur um Sex“

Zwei nicht-monogame Paare berichten, warum Sex und Liebe auch getrennt voneinander funktionieren, welche Beziehungsregeln sie haben und wie sie mit Eifersucht umgehen.

Text: Lilian van Haren

Offene Beziehung: ein Label, welches man seiner Beziehung gibt, um seinem/seiner Partner*in fremdgehen zu können. Aber stimmt das überhaupt? Jede offene Beziehung ist anders. Manche emotionaler, manche eher körperlich. Doch untreu würden die Wenigsten in einer offenen Beziehung diese betiteln. Manal und Aurelio leben beide jeweils seit drei Jahren in einer offenen Beziehung. Sie berichten, was es für sie bedeutet, zusammen zu sein.

Manal, 23 Jahre alt aus Los Angeles County, Kalifornien ist polyamor und lebt seit drei Jahren in einer offenen Beziehung mit ihrem Freund Zef, 23.

„Wir leben in einer Gesellschaft, wo uns Regeln vorgegeben werden. Viele davon hinterfragen wir nicht einmal. Zum Beispiel wen wir lieben dürfen und wen nicht. Wie viele Leute man lieben darf und wie viele nicht. Warum kann ich mehrere Freund*innen, aber nur einen/eine Partner*in lieben? Lange habe ich in meinen monogamen Beziehungen gemerkt, dass mir etwas fehlt, doch ich konnte einfach nicht genau sagen, was. In meiner jetzigen Beziehung habe ich zum ersten Mal das Gefühl, ich selbst sein zu können. Ich fühle mich von keinen gesellschaftlichen Regeln eingegengt. Neben meinem Hauptpartner Zef date ich also auch noch andere Menschen, und ja: ich verliebe mich auch in sie. Dafür steht polyamor essenziell: viele Lieben. Die einen verteufeln unseren Beziehungsstil, die anderen finden es interessant, doch die Mehrheit kann es sich einfach nicht vorstellen. Doch warum eigentlich? Es ist doch eigentlich ganz einfach: Mit Zef bin ich zusammen. Aber mit meinen anderen Beziehungen bin ich eben auch zusammen. Es ist mehr als nur Sex, mehr als nur eine Affäre, ich verliebe mich. Von Anfang an haben wir verschiedene Grundregeln aufgestellt, wobei ich sie eher Grenzen als Regeln nennen würde: 1. Kommunikation, 2. Ehrlichkeit, 3. Offenheit. Wir geben uns keine Grenzen, wie weit man mit dem anderen körperlich und emotional gehen kann, doch

fremdgehen, das kann man auch in einer offenen Beziehung. Geht man über Grenzen hinweg, geht man fremd, so einfach ist das. Polyamor heißt nicht, dass alles einfacher ist. Eine einzelne Beziehung ist schon schwierig genug zu pflegen, man muss sich vorstellen, dass sich diese Arbeit jetzt verdoppelt, verdreifacht oder vielleicht sogar noch mehr. Ich musste viel an mir als Person arbeiten, um so weit in unserer Beziehung zu kommen, wie wir jetzt sind. Angefangen bei dem Thema Eifersucht. Eifersucht ist ein antrainiertes Gefühl, doch zeigt sie nur die eigenen Unsicherheiten. Mit der Zeit kann ich sagen, kaum bis gar keine Eifersucht mehr zu verspüren. Ich musste viel an mir arbeiten, bis ich das sagen konnte. Mittlerweile bin ich so sehr mit mir im Reinen, dass ich behaupten kann: „I choose to be with you, I don't need you.“

Zef (l.) und Manal (r.) zusammen im Urlaub



Aurelio (l.) und seine feste Partnerin Lala sind beide Teilnehmer*innen bei der TV-Show Temptation Island VIP.

Aurelio, 44 Jahre, bekannt aus dem Format „Bachelorette“, lebt mit seiner Partnerin Lala, 32, in einer offenen Beziehung. Zusammen lebt das Paar in Köln.

„Wir treffen uns im Grunde nur einmal mit der jeweiligen Person. Kein Küssen, kein Smalltalk. Es geht nur um Sex. Schlicht und ergreifend. Offen bedeutet für uns sexuell frei mit anderen, aber unheimlich intensiv und emotional mit unserem/unserer Hauptpartner*in. Alles, was über das Körperliche hinaus geht, ist Fremdgehen. Doch so weit geht es nicht, denn ich lebe nicht in einer polyamoren Beziehung, ich liebe nicht mehrere Partner*innen gleichzeitig. Ich widme all meine Liebe und Emotionen nur Lala. Und trotzdem sind wir nicht in einer monogamen Beziehung. Daran stört mich der Irrglaube, einem gehöre der andere Partner, Körper, Intimität. Ich war schon einmal in einer monogamen Beziehung. Mit Lala ist das ganz anders. Wir reden über jeden, mit dem wir uns zum Sex treffen. Sie weiß über jede Bescheid, die ich treffe und andersherum genauso. Das sind die Regeln, die wir aufgestellt haben: absolute Ehrlichkeit. Lala weiß, dass sie mir manche Vorlieben im Sexleben nicht erfüllen kann, oder, dass es Dinge gibt, die ich nicht mit ihr machen kann. Doch es ändert nichts an der Tatsache, dass ich Lala liebe,

und mir keine andere Frau das geben kann, was Lala mir gibt: absolute Hingabe. Denn auch wenn ich weiß, dass Lala auch noch mit anderen intim wird, bin ich nicht eifersüchtig. Es ist rein körperlich, das Emotionale teilen nur wir miteinander. Eifersucht ist eine Form von Egoismus, den/der Partner*in für sich allein zu beanspruchen und dafür ist in unserer Beziehung kein Platz. Gesellschaftlich entsprechen wir mit unserer Beziehung so gar nicht der Norm. Ich halte nicht viel von der Gesellschaft und auch nicht viel von der Norm. Genau deshalb trage ich auch nach außen, woran ich glaube, und konfrontiere die Menschen mit dem, was sie nicht kennen und prinzipiell ablehnen, um ihr Weltbild gegenüber andersartigen Beziehungen, wie meiner, zu öffnen. Wie zum Beispiel meiner Familie. Auch sie waren zuerst überrascht von meiner Beziehung mit Lala. Doch darüber zu sprechen hilft, denn auch sie unterstützen mich nun bei allem, was ich mache und wofür ich stehe. Aktuell stellen wir unsere Beziehung in dem RTL2-Reality Show-Format „Temptation Island VIP“ auf die Probe. Bei diesem ultimativen Beziehungstest versuchen wir der Verführung zu widerstehen und uns, trotz untersagter Kommunikation, gegenseitig zu beweisen, dass wir einander treu bleiben, einander nicht fremdgehen.“



erleben

„Meinen Weg zum Christentum habe ich mit 12 im Konfirmandenunterricht entdeckt. Zur gleichen Zeit realisierte ich, dass ich schwul bin. Meine erste Schwärmerei: Der Sohn des Pastors“

Kann man queer und gläubig sein?

Keksebacken mit Kriechtieren

Viele empfinden Insekten und Kriechtiere als ekliges Ungeziefer. Für Laura sind sie die besten Haustiere, die man halten kann.

Text: Marie Bienbeck

Lange, blonde Haare und einen knallpinken Dickies Pullover. Es ist ein kalter, dunkler November Nachmittag. Lauras Zwei-Zimmer-Wohnung in Münster ist in einer Mischung aus rosa Mädchentraum und Nerd-Paradies eingerichtet. Neben rosa Kissen auf dem mausgrauen Sofa steht eine weiße Vitrine, in der sämtliche Fanartikel verschiedener Serien stehen. Am auffälligsten ist die handbemalte Ukulele, auf der das Chamäleon aus Rapunzel neu verföhnt zu sehen ist – eine Hommage an ihr verstorbene Chamäleon Frederick.

Laura hat neben der Leidenschaft für fiktive Welten auch eine für Insekten und andere außergewöhnliche Haustiere. Sie ist 23, Erzieherin, und wir haben uns in der sechsten Klasse über eine Freundin kennengelernt. Als wir jünger waren, waren es zunächst mehrere Hamster, die bei ihr gewohnt haben. Wenn ich bei Lauras Familie zuhause war, durften sie im Wohnzimmer rumlaufen und wir konnten sie füttern. Dann kamen irgendwann Stabheuschrecken, Gespensterschrecken, Wandelnde Blätter, Riesentausendfüßler und schließlich ein Chamäleon dazu. „Der war schon das ungewöhnlichste Tier, würde ich sagen. Auch gar nicht so leicht zu pflegen.“ erzählt sie. Jetzt hat sie noch die zwei Riesentausendfüßler und drei Geckos, die wegen der Energiepreise bei ihren Eltern geblieben sind. „Terrarien zu beheizen und beleuchten ist zurzeit echt nicht günstig“, sagt sie. Die Mischung aus rosa Disney-Wohnung und ihren Insekten passt für mich zu Laura – sie ist sowieso ein Mensch der Kontraste. Motorrad fahren und dabei pink tragen, Old School Tattoos und im Kindergarten arbeiten.

Auf die Frage, warum sie nicht wieder Hamster, eine Katze oder ein anderes, „klassischeres“ Haustier hält, sagt sie „Es gibt noch so viele unentdeckte Insektenarten, das finde ich richtig toll. Außerdem sind die einfach so viel weniger Arbeit. Die Tausendfüßler brauchen jetzt nur Futterkalk und Wasser, theoretisch kann ich sie für eine ganze Woche allein lassen“. Ich weiß, dass Laura schon als kleines Kind immer gerne Zoo-Sendungen im Fernsehen geschaut hat und fasziniert von den ganzen verschiedenen Arten von Insekten war.

Sie führt mich in ihr Schlafzimmer, zu einem Terrarium. Es ist ungefähr 30 Zentimeter hoch und 20 breit. Oben ist eine kleine Lampe angebracht, die die Pflanzen, Zweige und Hölzer beleuchtet, die sich auf dem Boden befinden. Tiere sind auf den ersten Blick nicht zu sehen. Laura hebt ein Stück Rinde hoch und da ist es. Ein Riesentausendfüßler, glänzend und schwarz, so lang und dick wie mein Zeigefinger. Laura nimmt ihn vorsichtig auf ihre Hand und holt ihn raus. „Die sind relativ ruhige Tiere. Also ich kann den irgendwo draufsetzen und die bewegen sich da nicht so schnell weg“. Wie Laura wohne auch ich allein, aber habe kein Haustier. Mich interessiert deshalb, ob die Tiere ihr helfen, wenn sie sich einsam fühlt. „Ja, das ist jetzt natürlich nicht wie so ein Hund, der sich freut, wenn man nach der Arbeit nach Hause kommt oder eine Katze, die sich zu einem aufs Sofa setzt, abends. Aber ich muss mich ja um die kümmern und ich hole die schon gerne raus und manchmal habe ich die auch bei mir, wenn ich koche oder so. Wir können den einen auch jetzt mit rüber nehmen, wenn wir backen!“. Laura macht Anstalten, mit dem Tausendfüßler auf ihrer Hand aus ihrem Schlafzimmer in Richtung Küche zu gehen. Ich muss schlucken. In meiner Welt sind alle Insekten, die in der Küche sind, eine Plage. Aber gut, Laura weiß schon, was sie tut.

In Deutschland ist das Halten von Insekten und exotischen Tieren als Haustiere seit einigen Jahren durchaus vertreten. Laut einer Erhebung des Industrieverbandes Heimtierverband (IVH) sind 2021 von 34,7 Millionen Heimtieren in deutschen Haushalten 1,2 Millionen Tiere, die in Terrarien leben. Bei Kindern sei das Halten von Insekten als Haustiere „total angesagt“ (BR.de). Auch in der Forschung werden im Rahmen von Human-Animal Studies als Forschungsfeld unterschiedliche Formen von Tier-Mensch-Beziehungen im Wohnen untersucht. Verboten ist es, Wildtiere oder geschützte Arten zu halten. Die Haltung des „Archispirostreptus gigas“, dem Riesentausendfüßler, ist erlaubt. Sie können bis zu 32 Zentimeter lang werden und kostet im Internet um die 14 Euro. Lieferung direkt nach Hause.



Illustration: Antonia Bienbeck

Laura und der Tausendfüßler beim Kekse backen.

Wir gehen mit Lauras Tausendfüßler auf ihrer Handfläche in die Küche. Sie setzt ihn auf der Arbeitsfläche ab und beginnt, die Zutaten für Kekse rauszuholen. Ich betrachte das Ding, dass irgendwie wie eine Lakritzstange aussieht. Es bewegt sich kaum, nur die Fühler verraten den Betrachtern, dass es sich hier nicht um eine Süßigkeit oder Attrappe handelt. „Der macht nichts“ sagt Laura, als ob dort anstatt des wirbellosen Tieres ein knurrender Hund sitzen würde. Ich atme tief durch und fange an, ihr zu helfen, den Tausendfüßler immer im Blick. Er macht wirklich nicht viel – sein Bewegungsradius geht nicht über ein paar Zentimeter auf der hellen Küchenplatte hinaus.

Heute Morgen hätte ich nicht gedacht, dass ich hier mit einem Riesentausendfüßler backen werde, denke ich, während Laura die Kekse in den Ofen schiebt. „Mein nächstes Ziel wäre, Schlangen zu halten. Am liebsten erstmal eine Kornnatter. Die werden nicht ganz so groß und sind ungiftig, aber Schlangen werden auch sehr alt, die können ca. 20 werden. Das ist dann natürlich mehr Verantwortung. Mein Freund hätte auch gerne irgendwann eine Katze, das wäre dann auch okay für mich“.

Zusammen gegen die Einsamkeit

Anni und Lotti gingen früher gemeinsam mit ihren Ehemännern wandern. Heute wohnen die über 90-jährigen Frauen auf dem gleichen Flur im Altenzentrum. Wie schaffen sie es, seit über 60 Jahren befreundet zu sein?

Text: Emma Thomalla

Gleichzeitig lachen die beiden Frauen auf und schauen sich an. „Ja, wie haben wir das geschafft?“, „Weiß ich auch nicht!“. Spielerisch greift Anni ihrer Sitznachbarin in die Schultern. Die kichert: „Und ein bisschen lachen können wir auch noch“.

Anni und Lotti sind 96 und 93 Jahre alt, sie sind Bewohnerinnen eines Altenzentrums in Münster und engste Freundinnen. Im Verlauf des Lebens verlieren viele Menschen immer mehr Freund*innen um sich herum, es wird schwerer neue Freundschaften zu schließen. Insbesondere im stark fortgeschrittenen Alter kann

es einsam werden. Das Leben in der Stille zu verbringen, mit wenig oder keinen Kontakten zu nahestehenden Personen scheint schmerzlich, ist jedoch bedauerlicherweise die Realität für zahlreiche Senior*innen in Deutschland. Jedoch nicht für Lotti und Anni. Die beiden haben sich 1962 mitten auf dem Aasee in Münster durch ihre Männer kennengelernt und seitdem nie aus den Augen verloren. Warum verstehen sie sich so gut? Wie kann man eine Freundschaft so lange halten und vor allem: was bedeutet Freundschaft für sie?



© Emma Thomalla

„Dass man sich aufeinander verlassen kann.“ Das bedeutet Freundschaft für Lotti (l.).

Dicht beieinander sitzen Anni und Lotti auf einem braunen Sofa. Ihre Arme berühren sich die ganze Zeit. Ursprünglich kommt Lotti aus dem damals noch deutschen Pommern und Anni aus Eichsfeld. Ihre mittlerweile verstorbenen Ehemänner waren beide Schulhausmeister in Münster. Heute wohnen die beiden Freundinnen auf demselben Flur in einem Altenzentrum und verbringen jeden Tag gemeinsam. „Wir sprechen uns vor allen Dingen immer noch Mut zu. Wir trösten uns gegenseitig. Sie hat dann immer noch ruhende Worte dafür, wenn ich sage, was soll der Quatsch noch.“, erzählt Lotti. Anni hört still zu. Auch wenn sie inzwischen kaum hören und sehen kann, redet Lotti mehr als Anni und wenn sie etwas nicht versteht, ruft Anni ihr es erneut ins Ohr.

„Wir haben uns die ganze Zeit getroffen, wir waren zusammen im Urlaub mit Kindern und Mann, aber später als Rentnerinnen auch allein. Wir haben schon noch ein bisschen was gemacht aus der Freundschaft“. Zusammen waren sie häufig im Allgäu und im Schwarzwald, aber die schönste Urlaubserinnerung müsste Rumänien gewesen sein. „Das erste Mal im Ausland, das erste Mal geflogen. Das war eine ganz besondere Gegebenheit“, erzählt Lotti stolz. Mit abschweifendem Blick antwortet Anni: „Ne, das waren schöne Zeiten! – Wie wir jung waren.“. Für einen Moment scheinen beide Frauen sich in Gedanken in der Vergangenheit aufzuhalten. Doch in der nächsten Sekunde quatschen sie wieder gelassen drauf los. Auf die Frage, aus welchen Gründen sie sich so gut verstehen, antwortet Lotti knapp: „Na, weil ich nicht hören kann“. Beide brechen in Gelächter aus, knuffen sich in die Seite. Wieder ruhiger und mit ernstem Blick antwortet Anni: „Weil wir uns aussprechen können, wir haben uns nie aus den Augen verloren.“ „Und dass wir aufeinander hören, dass wir uns gut abstimmen, was wir machen“, ergänzt Lotti. Je länger die zwei im Gespräch über ihre jahrzehntelange Freundschaft reflektieren, desto lockerer werden sie, die Antworten werden länger und ausführlicher und das Lachen häufiger. „Beisammen sein“, antwortet Lot-

ti, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern auf die Frage, was Freundschaft für sie bedeute. „Dass man sich aufeinander verlassen kann.“ Das bedeutet für Lotti, dass man nicht insgeheim schlecht über den anderen redet, dass man sich verträgt und zufrieden ist mit dem, was man zusammen hat. Anni, die erst einmal bei der Antwort ihrer Freundin zugehört hat, ergänzt: „Dass wir uns schon kennen. Wir wissen unsere Fehler. Und dass wir sagen, was wir auf dem Herzen haben.“

Eine lebenslange Freundschaft ist ohne Frage sehr beeindruckend. Besonders in so einem hohen Alter die Tage gemeinsam zu verbringen ist für Anni und Lotti sehr bedeutend. Verantwortlich dafür sind die Kinder der beiden Damen, die dafür gesorgt haben, dass sie in das gleiche Altenzentrum gehen. Dass sie auf dem gleichen Flur landen, nur wenige Zimmer voneinander entfernt, ein glücklicher Zufall. „Auch für unsere Kinder ist es schön zu wissen, dass wir hier noch zusammenhalten, auch wenn wir alt sind. Hier ist es jetzt ganz wichtig, dass wir zusammen sind.“ Damit hat Lotti recht, denn Einsamkeit kann zwar in jeder Lebensphase und in jedem Alter auftreten, das Risiko steigt aber mit zunehmendem Alter stark an. Faktoren, die das Risiko der Vereinsamung erhöhen sind Verwitwung, Gesundheitsprobleme, aber ausschlaggebend sind auch fehlende außerfamiliäre Beziehungen. Freund*innen und Bekannte sind von zentraler Bedeutung, vor allem langjährige Beziehungen.

Wie Gott sie schuf

Coming-Out mit 40, verliebt in den Pastorensohn, Hadern mit der Kirche: Drei Christ*innen erklären, warum sich Glaube und Queersein nicht ausschließen müssen.

Text: Marit Kleinert

Sonntag, 13. November 2022. Die Tage werden kürzer, die Temperaturen sinken, wie auch die Stimmung. Doch an diesem Abend geht es in der Krypta der St. Antonius Kirche in Münster bunt zu. Der Altar ist mit Regenbogenflagge geschmückt, Lichter in allen Farben leuchten, Klaviermusik erfüllt den Saal. Jeden zweiten Sonntag im Monat treffen sich hier Schwule, Lesben, Transgender, Nicht-Binäre, Unterstützer*innen, Alte und Junge. Jede*r ist hier willkommen und jede*r ist hier gleich. Die Queergemeinde in Münster bietet allen Gläubigen einen Ort, sich so zu akzeptieren und lieben, wie Gott sie schuf.

Nicht der heteronormativen Norm der Gesellschaft zu entsprechen ist in Verbindung mit dem christlichem Glauben nicht immer leicht. Man wird teilweise abgelehnt, verurteilt und bloßgestellt. Menschen in der eigenen Community verstehen nicht, wieso man gläubig ist. Drei christliche Menschen zeigen, warum Glaube und Queersein sich nicht ausschließen muss.

Alice Märtens (47) ist Mitglied der Queergemeinde und leistet heute Altardienst. Sie ist Christin und lesbisch.

„Schon im Kindergarten merkte ich, dass ich Frauen gut finde. Doch das habe ich für mich verdrängt. Ich bin streng katholisch aufgewachsen und war in meiner Gemeinde sehr aktiv. In meiner damaligen Welt gab es eine klare Ordnung: Einen Mann heiraten, Kinder bekommen und ein Haus bauen. Dieser Ordnung habe ich auch Folge geleistet. Nach meinem 40. Geburtstag jedoch ließ ich die Bombe platzen. Ich trennte mich von meinem Mann, hatte mein Coming-Out und verabschiedete mich von meinem alten Leben. Den Mut hierzu fand ich nach dem Tod meines Vaters im selben Jahr. Er war das Familienoberhaupt und ich wollte ihn auf keinen Fall enttäuschen. Ohne ihn fehlte mir aber der Grund, mich zu verstecken und ich wagte diesen Schritt. Ich habe mich gefühlt, als würde mir ein tonnenschwerer Rucksack von den Schultern genommen und ich konnte endlich erhobenen Hauptes durch die Welt spazieren. 2018 entdeckte ich die Queergemeinde und

besuche seitdem regelmäßig die Gottesdienste und engagiere mich. Ich fühle mich in dieser Gemeinschaft geborgen. Das Ausleben meines Glaubens mit Gleichgesinnten gibt mir Halt. Ich werde dort nicht angestarrt und verurteilt, sondern wir nehmen uns gegenseitig auf und heißen jeden herzlich willkommen. Katholisch sein und lesbisch sein passt eben doch zusammen.“



Alice Märtens, 47: „Katholisch sein und lesbisch sein passt eben doch zusammen.“

Auch Klara Robbers (40) ist lesbisch. Sie arbeitet als Pfarrerin in der Alt-Katholischen Kirche Münster und hat auch Verbindungen zur Queergemeinde. Sie ist glücklich mit ihrer Frau verheiratet und hat einen Sohn. Alt-Katholiken grenzen sich von der römisch-katholischen Kirche des Papstes ab, denn sie stimmen seiner Position als höchste Rechtsgewalt und Lehrvollmacht nicht zu.



„Im Theologie-Studium habe ich gemerkt, dass ich lesbisch bin. Pfarrerin wollte ich werden, da ich es einfach spannend finde, in einem Lebensfeld zu arbeiten, in dem es um existentielle Fragen geht. Für meinen persönlichen Glauben stellt meine Sexualität auch kein Problem dar, doch ich wuchs römisch-katholisch auf und meine Amtskirche hatte deutliche Schwierigkeiten damit. Die konservativen Ansichten und die Ablehnung von mir als Person traf mich so sehr, dass ich mich ein gutes Jahr in Kirchen eingeeengt fühlte. Das war Grund für meine Konvertierung zur alt-katholischen Kirche. 2008 hatte ich dann mein Coming-Out. Zu der Zeit war ich schon in einer ersten Beziehung mit meiner jetzigen Frau. Ich wollte, dass dieser Teil meines Daseins wahrgenommen wird, dass ich mich meinen Liebsten vollkommen mitteilen kann. Zuerst erzählte ich es meinen Geschwistern. Sie unterstützten mich. Meine Eltern aber verurteilten mich als Sünderin. In dem Jahr verbrachte ich Weihnachten das erste Mal in meinem Leben nicht zu Hause. Es ging so weit, dass sie meine Partnerin nicht bei der Hochzeit meines Bruders sehen wollten. Mein Bruder stellte ihnen dann ein Ultimatum: Entweder ihr akzeptiert meine Schwester und ihre Freundin oder ihr bleibt zu Hause. Ab diesem Moment haben sich die Wogen etwas geglättet. Meine Frau und ich sind jetzt seit 2014 standesamtlich und seit 2015 kirchlich glücklich verheiratet, mein Sohn ist gesund und meine Kirche akzeptiert mich jetzt so wie ich geschaffen wurde. Ich wünsche mir heute, dass ich in meiner Position als Pfarrerin Menschen dabei helfen werde, eine gute Gottesbeziehung zu pflegen und ihr Leben, ihren Glauben und ihr Selbst in Fülle zu leben und zu akzeptieren.“

Klara Robbers, 40: „Für meinen persönlichen Glauben stellt meine Sexualität kein Problem dar.“

Matthias Dörmann (32) oder auch Liberty Lestrangle ist beim CSD-Münster aktiv und setzt sich für die Reformation der Kirche ein. Die Drag-Queen ist ein ehemaliger Diakon.

„Meinen Weg zum Christentum habe ich mit 12 im Konfirmandenunterricht entdeckt. Zur gleichen Zeit realisierte ich, dass ich schwul bin. Meine erste Schwärmerei: der Sohn des Pastors. Erst habe ich das nicht hinterfragt, doch mit wachsendem Glauben kam es in mir zu einem inneren Konflikt. Mein Coming-Out hatte ich mit 16, meine Familie hat zu mir keine bösen Worte verloren – und trotzdem war ich lange nicht fähig, mich vollständig so zu akzeptieren, wie ich bin. Die Entscheidung Diakon zu werden stammte ebenfalls aus meinen Erfahrungen in der Konfirmandenzeit. Ich war fasziniert von der familiären Atmosphäre der Kirche und wollte diese mit anderen teilen. Um die Voraussetzungen der Diakon-Ausbildung zu erfüllen, begann ich meine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann und machte ein Freiwilliges Soziales Jahr in Armenien. In meiner Zeit als Diakon musste ich im Zölibat leben. Der Zwiespalt in meinem Kopf blieb aber bestehen. Die Enthaltsamkeit fiel mir schwer, meine Gefühle konnte ich nicht abdrehen und schließlich lernte ich in einer Phase, in der ich auf Dates ging, meinen Ehemann kennen. Ich wusste direkt: Das ist etwas absolut Ernstes. Ich muss meine Position als Diakon aufgeben. Meine Gemeinde war sehr fromm und ich konnte damals nicht mit Akzeptanz rechnen. Heute habe ich die Kunst des Drags für mich entdeckt. Die Botschaft „Du kannst sein, wer du willst“ berührte mich zutiefst und ich erschuf Liberty Lestrangle. Ihr Name bedeutet „Fremde Freiheit“ und mein Ziel ist es, mit ihr für mehr Toleranz zu kämpfen und die veralteten Denkweisen der Kirche zu konfrontieren.“



Liberty Lestrangle aka Matthias Dörmann, 32:
“Meine erste Schwärmerei: der Sohn des Pastors.“



Der Altar der St. Antonius Kirche in Münster ist bunt beleuchtet.



„Schwule Liebe ist oke, Kölle und der BVB“

Viele Fangesänge von Borussia Mönchengladbach-Anhängern haben homophobe und rassistische Zeilen. Doch Borussen wie Stephan Bodi sehen sie als Tradition. Unterwegs mit dem Fanclub Münsteraner Mönche.

Text: Hendrik Berndt

Der ZOB in Münster. Kalte Grautöne zieren die Szenerie. Wolken am Himmel verwehren den Blick auf die Sonne. In der Mitte des Platzes findet sich ein Dutzend frierender Männer in grün-weiß-schwarzen Outfits zusammen, die dem Wetter mit Bier und Schnaps trotzen. Die Aasee-Mönche aus Münster, ein Fanclub von Borussia Mönchengladbach, warten auf den Bus, der sie zum Heimspiel gegen den BVB bringen soll.

Die Männer stehen in Grüppchen von zwei bis drei Personen zusammen und unterhalten sich, jedoch wird außerhalb der eigenen Kleingruppe kein Wort gewechselt. „Da kommt der Doc“, schallt es über den Platz. Stephan „Doc“ Bodi ist heute der Reiseleiter. Stephan, 54 Jahre alt, gebürtiger Münsteraner, gründete im Jahr 2000 mit vier Männern den Fanclub der Aasee-Mönche auf dem 100. Geburtstag der Borussia. Der Hintergrund: Stephan und andere Fans fuhrten schon seit 10 Jahren mit dem Auto oder dem Zug an den Niederrhein, um die Borussia anzufeuern. Die vier Stunden Anreise waren meist stressig und aufwändig, so dass Stephan entschied, gemeinsam als Fanclub mit dem Bus anzureisen. Inzwischen sind 63 Personen im Fanclub.

Doc begrüßt jeden und fragt den Namen und die Anzahl der benötigten Tickets ab. Kurz bevor er der letzten Person das Ticket überreicht, ertönt mehrfach eine

Hupe und ein roter Reisebus fährt auf den Parkplatz. Einige der Fans lachen laut auf, andere schauen verärgert, eine Dreiergruppe scheint wirklich erbost. „Das meint die nicht ernst“, ertönt es aus der letzten Reihe. Die Busfahrerin trägt ein knallrotes Bayern-Trikot. Sie grinst, während die Aasee-Mönche zu ihr in den Bus steigen. Das Trikot habe sie angezogen, als ihr Chef ihr mitteilte, dass sie heute einen Gladbach-Fanclub fahren würde. Sie ist kein Bayern-Fan, erfreut sich jedoch sichtlich der Provokation. Im Bus teilt sich die Gruppe auf: Hinten sitzen die Fanclub-Mitglieder, vorne diejenigen, die die Tickets der heute verhinderten Clubmitglieder nutzen.

Die Aasee-Mönche sind heute mit etwa 20 Mitgliedern unterwegs, die Altersspanne reicht von 19 bis 63 Jahren. Der 19-Jährige sei erst seit einer Woche Mitglied, erzählt Doc; als neues Mitglied erhält er heute seinen Schal, den es nur für Fanclub-Mitglieder gibt. Die unterschiedlichen Altersklassen zeigen sich im Zeitvertrieb: Vorne wird Clash Royal auf dem Handy gespielt, hinten gibt es Geschichten über Rainer Bonhoff, Jupp Heynckes und Berti Vogts zu hören; Gladbacher Koryphäen. Für Doc sind diese Unterschiede entscheidend in dieser Gemeinschaft, man lernt Menschen aus allen Bereichen kennen und kommt einer gemeinsamen Leidenschaft nach. „Wir sind eine ganz normale Truppe, jeder kann mit jedem, aber es gibt natürlich engere

2 Stunden Fahrt. 5 Flaschen „Bonnekamp“. Die Aasee-Mönche Münster auf dem Weg zum Heimspiel gegen Borussia Dortmund.

und weniger enge Gruppen“, erzählt Doc. Doch eine Geschichte ist besonders: Im Mai 2016 ging ein Teil des Fanclubs gemeinsam von Münster bis zum Borussia-Stadion. 6 Tage Fußmarsch, knapp 150 Kilometer; „Schritte für Dritte“. Diese Aktion sollte auf Inklusion aufmerksam machen und generierte Spenden über 5.000 Euro für eine gemeinnützige Aktion des Blau-Weiß Aasee. Als der Verein von dieser Aktion erfuhr, wurden die Wanderer aus Münster in die Präsidiumsloge eingeladen und all jene, von denen so häufig im Bus die Rede war, Heynckes, Vogts und Bonhoff, begrüßten sie persönlich und schauten mit ihnen ein Bundesligaspiel. Diese Geschichte wird von Doc immer noch mit großem Enthusiasmus erzählt und strahlende Gesichter sind zu erkennen.

Die Fahrt ist nun 2 Stunden alt und die Schnapsflaschen kreisen; hier wird Bonnekamp getrunken, das ist Tradition. Da derjenige, der die im Bus stets zu spielende CD mit Gladbach-Liedern besitzt, heute krank ist, wird erst kurz vor Ankunft gesungen. Zuerst „Die Seele brennt“, ein Lied, das jeder Gladbacher kennt und auch im Stadion vor jedem Heimspiel läuft. Anschließend geht es gegen den heutigen Gegner, zuerst wird zum Refrain von „Sieben Tage lang“ eingestimmt: „Ihr fickt euch alle in den Arsch, Borussia Dortmund, schwuler BVB“, anschließend: „Schwule Liebe ist oke, Kölle und der BVB“. Mitten in der Gruppe sitzt die Tochter eines Fans, 11 Jahre alt. In einer der vorderen Reihen sagt ein Fan: „[...]schon homophob [...]“; singt im Anschluss weiter mit. Stephan versichert mir, dass in den Bus und den Fanclub keine Politik gehöre. Man sei unpolitisch. „Wir haben Leute aus der MLPD und auch der CDU. Die sind teilweise sogar im Stadtrat.“ Würde jemand politisch werden, würde ihm auch klar gesagt, dass das nicht gehe. Stephan wiederholt nahezu „Mantra“-artig, dass man nicht politisch sei. Es folgt: „Unser Busfahrer [die eine Busfahrerin ist] ist Zigeuner“. Hier erklärt Stephan: „Die Aussage hat eine gewisse Tradition und ist nicht rassistisch gemeint: Es hat mal einen Busfahrer gegeben, für den jeder Polizist und gegnerischer Fan „Zigeuner“ gewesen ist.“

Er fügt noch hinzu, dass es auch Leute im Fanclub gebe, deren Humor andere nicht verstünden und dass dann Aussagen wie „[...] nur, weil der Schwarz ist“ zum Provozieren gesagt werden, nicht weil dahinter mehr stecke.

Um 19:30 Uhr parkt die Busfahrerin den Bus. Von hier aus sind es nur 200 Meter bis zum Eingang des Stadions. Grell scheint die grüne Beleuchtung des Borussia-Parks in den dunklen Himmel. Vor dem Stadion trennt sich der Fanclub, einige haben Sitzplätze, andere stehen lieber in der Nordkurve, Block 15, hier steht auch Doc. Hier hinter dem Tor ist man nah am Spielfeld und an den rechten Ultragruppierungen, genau wie beim Gedankengut.

Im Stadion herrscht eine hervorragende Atmosphäre, Gladbach geht früh in Führung und gewinnt mit 4:2 gegen die Gegner aus Dortmund. Die Aasee-Mönche liegen sich bei jedem Tor in den Armen, feuern ihr Team weiter an. Doc ist ganz vorne dabei, schreit jeden Ruf des Vorsängers mit. Wie Stimmbänder aus massivem Stahl und dazu ein breites Grinsen im Gesicht. Nach Abpfiff geht es schnell: Alle zurück zum Bus, man will ja nicht zu spät zuhause ankommen. Auf der Rückfahrt wird der Sieg noch gebührend gefeiert. Stephan packt noch ein Fass Bier und eine handvoll Flaschen Schnaps aus. Es wird die „Elf vom Niederrhein“ gesungen und Doc umarmt nahezu jeden im Bus Sitzenden.

Gemeinschaft kann Zusammenhalt entwickeln: Ältere und junge Generationen und Fans aus allen Milieus treffen aufeinander, um gemeinsam den Verein Borussia Mönchengladbach zu unterstützen. Ein Fanclub, der gemeinsam durch Nordrhein-Westfalen zu Fuß geht und Geld für inklusive Projekte sammelt. Aber auch in negativen Aspekten wird zusammengehalten. Keine Kritik an Mitgliedern, keine Gedanken über Diskriminierung, lieber Spaß haben. Die Gruppe fänd es bestimmt nicht gut, wenn ein Diskurs zustande käme, lieber gemeinsam was falsch machen, als einsam für das Richtige einstehen.

Drei Filmtipps der Redaktion

Das Glück der großen Leinwand

Warum es sich lohnt, trotz der vielen Streaming-Angebote ins Kino zu gehen

Text: Dinah Roterling



Ob „König der Löwen“, „Shrek“ oder „Ratatouille“, die ersten Kinobesuche der Kindheit waren für die meisten etwas ganz besonders Faszinierendes. Wir betreten den Kinosaal und lassen uns durch die Leinwand in eine spannende Fantasiewelt hineinziehen. Das ändert sich auch meistens nicht mit dem Erwachsenwerden – für viele gehört es heute noch dazu, den neuen Blockbuster auf der großen Leinwand zu sehen.

Dennoch hat sich in der Filmbranche in den letzten 10 Jahren ein struktureller Wandel vollzogen. Netflix und Co. haben mit ihren riesigen On-Demand-Angeboten zuletzt weite Teile der Kinokultur abgelöst.

Forschende der Universität Regensburg haben aber nun herausgefunden: „Filme werden besser, wenn man sie im Kino sieht.“ Bedeutet das, uns geht mit dem Streaming vor dem heimischen Bildschirm die Qualität und Wertschätzung des Filmeschauens verloren? Ist es vielleicht davon abhängig, zu welchem Zweck wir die Angebote nutzen?

Nach einem anstrengenden Tag in der Uni oder auf der Arbeit abschalten wollen und sich mit dem erstbesten Filmvorschlag von der Netflix-Startseite berieseln las-

sen, den man eigentlich nur halbherzig verfolgt, während man nebenbei noch Nachrichten und Instagram checkt. Da bleibt es nicht aus, dass unsere Zuschauer:innen-Erfahrung weniger intensiv und emotional ist.

Aber lohnt es sich jetzt mehr, ins Kino zu gehen, vor allem, wenn eine Eintrittskarte genauso viel kostet wie ein ganzer Monat Netflix?

In jedem Fall ist Kino ein bewussteres Erlebnis. Wir entscheiden uns konkret: Heute schaue ich mir diesen Film an. Wir kaufen eine Eintrittskarte. Das schafft ein ganz anderes Verhältnis zwischen Film und Zuschauer:in und verleitet uns dazu, den Fokus ganz auf die Leinwand zu richten und unsere Smartphones mal für zwei Stunden beiseite zu legen.

Besonders verleiht aber der Gemeinschaftsaspekt dem Kino seine Relevanz. Man kann zusammen ins Kino gehen, über den Film sprechen und nachher noch zusammen ausgehen.

Es lohnt sich also, den ein oder anderen Film im Kinosaal mit Freunden, anstatt alleine zuhause auf der Couch zu schauen.

Gemeinsam Einsam

„A Love Song“

Flusskrebse fangen, Kaffee trinken, ein Buch für den Tag, eins für die Nacht: so vertreibt sich Faye (Dale Dickey) die Zeit in ihrem Wohnwagen an einem Bergsee im Westen der USA. Sie wartet auf ihre Jugendliebe Lito (Wesley Studi), den sie das letzte Mal vor 40 Jahren traf. Nachdem ihre EhepartnerInnen verstarben, hatten die beiden beschlossen, eine gemeinsame Nacht am See zu verbringen. In diesem simplen, aber nuancierten Film sind Einsamkeit, Trauer und Sehnsucht unter den weiten Berglandschaften zu spüren. Dickey schafft es, mit dem Schmerz, der ihr ins Gesicht geschrieben steht, und ihrem authentischen Habitus eine bemerkenswert intime Performance abzugeben.

Für alle, die: eine kleine Auszeit vom schnellen Leben brauchen.



© Studiocanal

Eine Geschichte von Sehnsucht und Begehren

„Porträt einer jungen Frau in Flammen“

Ende des 18. Jahrhunderts in der Bretagne: Malerin Marianne (Noémie Merlan) reist auf eine abgeschottete Insel. Ihr Auftrag: Das Hochzeitsporträt der jungen Frau Héloïse (Adèle Haenel) zu malen, die gegen ihren Willen verheiratet werden soll und sich weigert, für das Bildnis zu posieren. Die Spannung zwischen den beiden Frauen wird sofort nach ihrem ersten Aufeinandertreffen spürbar. Die Augen der Darstellerinnen erledigen dabei den größten Teil der Arbeit: Ihre Blicke, zunächst flüchtig und verstohlen, dann immer mutiger und intensiver, scheinen sich wie magisch anzuziehen. Sie verkörpern das schwelende Brennen der unsagbaren Sehnsucht, die Angst vor dem unvermeidlichen Verblässen des Bildes der Liebhaberin und den bitteren Geschmack eines letzten Abschiedes. „Porträt einer jungen Frau in Flammen“ ist eine zarte, queere Historienromanze, die mit den hypnotisierenden Darbietungen der Leads fesselt und erschüttert.

Für alle, die: beim Filmeschauen eine Packung Taschentücher vollheulen.



© Alamoïde Film

Symphonie des Chaos

„Everything Everywhere All at Once“

Bei der chinesischen Einwanderin und Waschsalonbesitzerin Evelyn (Michelle Yeoh) geht es drunter und drüber: Scheidung, pubertierende Tochter, Stress mit der Steuer, und plötzlich wird sie auch noch in das Multiversum katapultiert, in dem sie – als verschiedene Versionen ihrer Selbst – einen zerstörerischen Bösewicht bekämpfen muss. „Everything Everywhere All at Once“ ist genauso chaotisch wie der Titel impliziert. Buttplug-Kämpfe und Hotdog-Finger treffen auf existenzielle Fragen und schaffen ein Gleichgewicht zwischen Absurdität und Tiefgang. Diese endlos kreative Actionkomödie ist ein Film wie kein anderer: pures Adrenalin, überfordernd und mitreißend von der ersten Minute an.

Für alle, die: gerne Kampfsport machen würden, aber zu faul sind, sich zu einem Kurs anzumelden.



© LEONINE Distribution

Die Redaktion

66

In welchem Moment hat Dir das Zusammensein zuletzt viel bedeutet?



Emma (20)

„Beim Spaziergang mit meiner besten Freundin aus der Schulzeit. Über die letzten zwei Jahre haben wir uns auseinandergeliebt und uns kaum gesehen. Aus einer geplanten Stunde wurden vier Stunden und lange, tiefe Gespräche.“



Luca (25)

„Mit meinem Papa und meiner Stiefmama habe ich nach einem vollen Tag zwei Flaschen Rotwein getrunken und die Zeit zusammen genossen.“



Pia (20)

„Bei ihrem letzten Besuch in Münster hat meine Oma plötzlich so ehrlich, direkt aus dem Herzen heraus gelacht, dass wir alle mitlachen mussten.“



Dinah (19)

„Nach einem anstrengenden Tag habe ich gestern einen guten Freund im Bus getroffen, den ich länger nicht gesehen hatte. Wir haben Updates über unsere Leben ausgetauscht. Das war schön.“

67



Lili (19)

„Jeder Abend jetzt in der Klausurenphase, wo man einfach mal den Stress der bevorstehenden Prüfungen hinter sich lässt und kocht, quatscht, Spiele spielt und einfach zusammen ist.“



Tom (21)

„Letzte Woche kam meine Mitbewohnerin aus dem Erasmus zurück. Unsere WG war wieder vereint. Wir machten einen spontanen Trip nach Holland.“



Hendrik (20)

„Vorweihnachtliches Wichteln und Raclette mit Freunden.“



Svenja (21)

„Die langen Gespräche mit meiner jüngeren Schwester, als ich das letzte Mal zuhause war. Aufgrund der Distanz sehen wir uns nicht oft.“

**Carlotta (20)**

„Als ich mit meiner Schwester und meinen engsten Freundinnen Lasagne gebacken und Codenames gespielt habe.“

68

**Tim (38)**

„Beim Weihnachtsessen mit meiner alten WG in Hamburg. Wir haben, wie früher, „Steak for Chicken“ von „The Moldy Peaches“ gehört, unseren „Couchsong“.“

**Liselotte (21)**

„Während die kollektive Euphorie über den 3:0-Heimsieg von Borussia durch das Stadion schwappte.“

**Charlotte (20)**

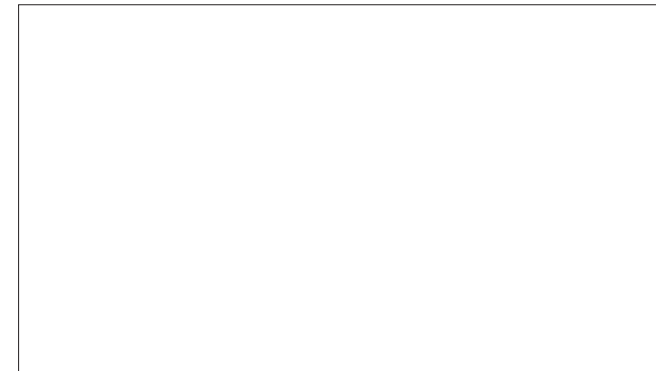
„Beim Plätzchenbacken mit meinen Freunden. Für sie brauche ich keine Social Battery und kann einfach ich sein.“

**Antonia (22)**

„Während RWE-Mitarbeiter die ersten Bäume in Lützerath fällten, umarmten eine*r Fremde*r und ich uns gegenseitig. Nur zusammen wurde die Situation erträglich.“

**Marit (20)**

„Bei einem Fernsehabend mit der ganzen Familie, so wie früher.“

**Manon (19)**

„Ich glaube mir sind die kleinen Momente am wichtigsten. Dass man zusammen weinen und lachen kann, aber vor allem auch einfach lesen, kochen, essen oder spazieren gehen. Das Zusammensein mit den richtigen Menschen macht solche „langweiligen“ Momente einfach schöner.“

**Marie (23)**

„Als ich die Demonstrierenden in Lützerath gesehen habe und nicht vor Ort sein konnte. Ich hatte das Gefühl, wir setzen uns alle für die gleiche Sache ein.“



70

Lena (22)

„Beim „Kraftklub“-Konzert habe ich mit Fremden und Freundinnen sorglos gesungen und getanzt.“

**Timothy (29)**

„Als ich letztens einen kompletten Tag mit meinem Kumpel verbracht habe. Vom Frühstück, über Spaziergehen, Kaffeetrinken und Abendessen haben wir sehr viel gequatscht und uns ausgetauscht.“

**Fiona (36)**

*„Bei der letzten Party mit vielen Freund*innen im Dezember.“*

71

Impressum

Institut für
Kommunikationswissenschaft (IfK),
Uni Münster
Bispinghof 9-14
48143 Münster

Das Magazin ist von Studierenden des
Instituts für Kommunikationswissenschaft (IfK)
der WWU Münster im Rahmen eines
medienpraktischen Seminars
erstellt worden.

Ausgabe 1 / Januar 2023

Seminarleiterin: Fiona Weber-Steinhaus
Magazingestaltung, Satz & Layout: Fiona Weber-Steinhaus & Nadine Daum
Lektorat: Dagmar Schierenberg

